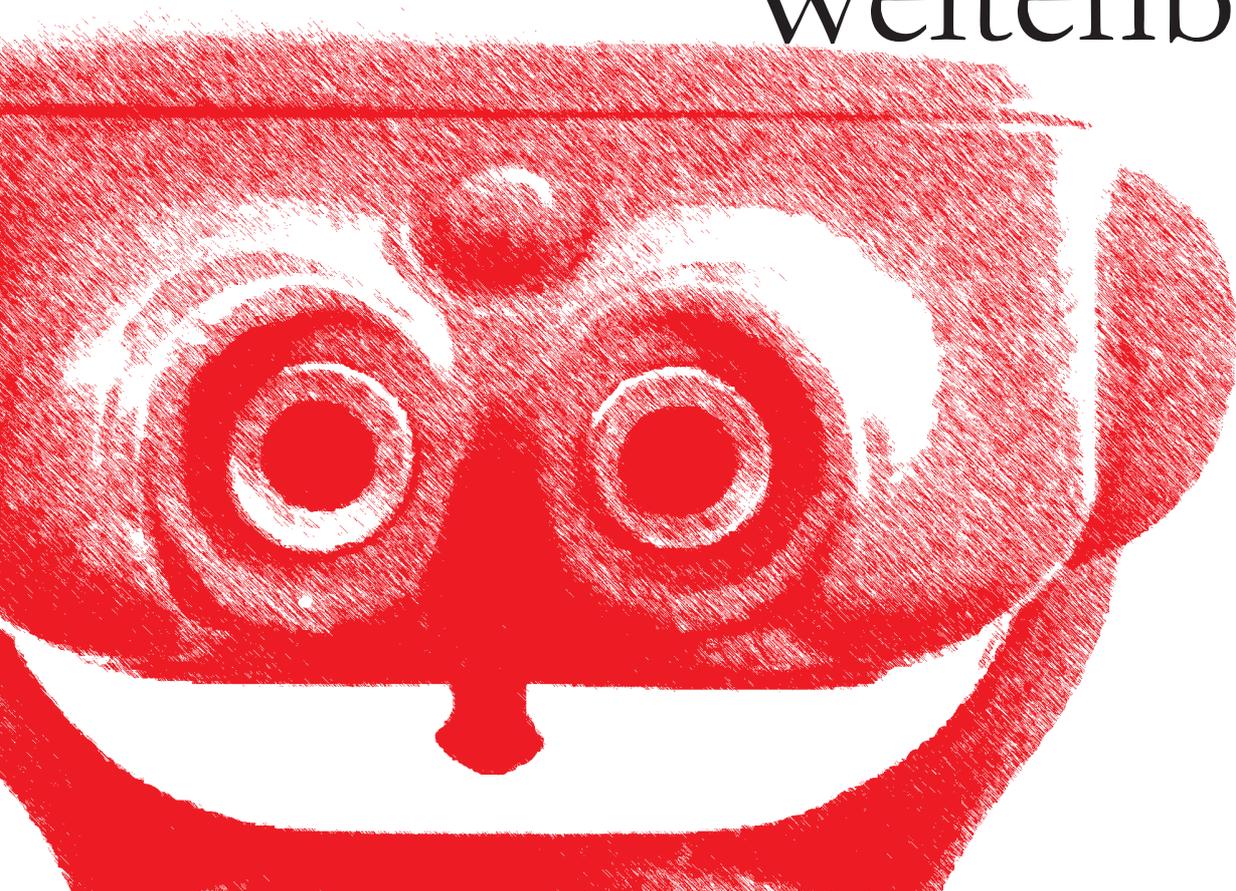


Essays zu Wissens- und Kulturtransfer

An- und Aussichten zu vergeben.

Weltenbilder



Impressum:

Herausgeber_innen: Initiative „Weltenbilder – An- und Aussichten zu vergeben!“

Redaktion: Nadine Borchardt, Anna Jäger, Marcela Knapp, Katja Lehmann, Anne Rohrbach, Frauke Wiegand

Anschrift: Weltenbilder c/o Knapp/ Wiegand, Waldemarstr. 54, 10997 Berlin

E-Mail: afrikaworkshop2007@yahoo.de

Mediadaten: Coverdesign: Hendrik Gries hendrikgies@gmx.de Layout: Anne Rohrbach Auflage: 1.000

Lizenz: Die Inhalte sind, sofern nicht beim Artikel vermerkt, unter den Bedingungen der Creative Commons Lizenz by-nc-nd freigegeben: „Namensnennung, nicht kommerziell, keine Bearbeitung“, siehe: <http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/2.0/de/>

Disclaimer: Die Artikel geben im Zweifelsfall nicht die Meinung der Redaktion wieder.

Berlin, Oktober 2008

Für die Gestaltung des Covers möchten wir uns ganz herzlich bei Hendrik Gries bedanken.

Der Druck wurde durch den Asta FU Berlin ermöglicht. Herzlichen Dank auch hierfür.

Alle verwendeten Bilder werden mit der Genehmigung der Urheber_innen abgedruckt.



Inhaltsverzeichnis

Editorial	Seite 2
Alterität: Konstruktion deR Anderen: Eine Suche nach Alternativen für Weltbild und Handeln <i>Daniel Kumitz</i>	Seite 3
Anti-Bias-Arbeit im Wandel – Zwischen theoretischem Anspruch und Begrenzungen in der Praxis eines Anti-Diskriminierungsansatzes <i>Bettina Schmidt, Katharina Dietrich, Shantala Herdel (Anti-Bias-Werkstatt)</i>	Seite 12
Vorurteile und (Selbst-)wahrnehmung <i>Hanna Göhler</i>	Seite 24
Internet and Power in Africa: Taking the Corporate Work and Exchange of Scholars in West Africa and Western Europe as an Example <i>Dafydd Gibbon</i>	Seite 29
Weltenbilder aus dem Internet – Wider der Weißen Massai! Die (Un)Sichtbarkeit afrikanischer Wissensproduktion: Erklärung und Plädoyer <i>Frauke Wiegand</i>	Seite 34
Von der Community Culture zum Gemeinschaftsbürgertum: Staat und Governance in Afrika südlich der Sahara <i>Christiane Kayser</i>	Seite 41
Die <i>Peace Makers</i> Batcham: ein Schritt in Richtung einer partizipativen Bürgerpolizei <i>Flaubert Djateng</i>	Seite 45

2 Wie sehen wir die Welt? Wer bestimmt und wie funktionieren Wissens- und Kulturtransfer? Wie machen wir ‚das Andere‘ und ‚das Fremde‘ zu Anderem und Fremden? Wie werden Wissen und Ressourcen genutzt und welchen Machtstrukturen sind sie unterworfen? Diese Fragen waren leitend für unsere Auseinandersetzung mit dem Thema „Wissens- und Kulturtransfer zwischen Afrika und Europa“. Die drei Themenschwerpunkte dieser Broschüre sind Anti-Bias, Internet und Machtstrukturen, sowie Community Culture, welche wir speziell unter dem Fokus Alterität betrachten wollten.

WER sind wir? Wir sind eine Gruppe von Studierenden der Afrikawissenschaften der HU Berlin, die im Januar 2007 den transdisziplinären Workshop „Weltenbilder – An- und Aussichten zu vergeben“ zu den drei Themen organisiert haben und den Leser_innen dieser Broschüre nun unsere Ergebnisse zugänglich machen möchten. Wir hoffen, euch mit dieser Publikation neue An- und Aussichten näher zu bringen und euch interessante und spannende Weltenbilder zu präsentieren.

Unseren Überlegungen zugrunde liegt die Annahme, dass die Beziehungen zwischen Afrika und Europa von Machtstrukturen geprägt sind, die Afrika in die Position des Gegensatzes zu Europa rücken. Der Prozess des ‚Anders-machens‘, des Alterisierens, drückt sich manchmal diskriminierend, manchmal exotisierend oder auch rassifizierend aus. Der Soziologe Daniel Kumitz gibt in dem einleitenden Artikel „Alterität: Konstruktion der Anderen. Eine Suche nach Alternativen für Weltbild und Handeln“ einen Überblick über Alteritätstheorien von Beauvoir, über Lévinas bis hin zu

Said und Spivak.

Zum Themenschwerpunkt Anti-Bias schreiben Vertreter_innen der Anti-Bias-Werkstatt und Hanna Göhler. Anti-Bias ist ein praxisorientierter, erfahrungsorientierter Ansatz, der jegliche Diskriminierungsformen bewusst machen soll und sich zum Ziel gesetzt hat, Vorurteilmuster aufzudecken und die herrschenden Machtverhältnisse zu analysieren und zu dekonstruieren. Dadurch sollen sowohl sichtlich also auch subversiv diskriminierende Denk- und Handlungsmuster aufgedeckt und bearbeitet werden. Die Autorinnen der Anti-Bias-Werkstatt beschäftigen sich mit dem Wandel - Zwischen theoretischem Anspruch und Begrenzungen in der Praxis eines Anti-Diskriminierungsansatzes. Die Ethnologin Hanna Göhler setzt diese Haltung theoretisch im Artikel „Vorurteile und (Selbst-)wahrnehmung“ zur kritischen Selbstreflexion um.

Der Themenschwerpunkt Internet und Machtstrukturen fragt nach Grenzen und Chancen des Internets in der globalen Gegenwart. Einerseits könnte das Internet Chancen für empowerment bieten, in dem für sonst ungehörte Stimmen ein Forum entsteht. Andererseits werden diese Möglichkeiten eingeschränkt durch die Dominanz euro-amerikanischer Medienhegemonie, die einen gleichberechtigten Themenfokus und Wissensaustausch verhindern. Sowohl Dafydd Gibbon mit „Internet and Power in Africa“, als auch Frauke Wiegand mit „Weltenbilder aus dem Internet – Wider der Weißen Massai!“ widmen sich diesem Thema.

Community Culture steht für Formen verstärkter politischer Partizipation der lokalen Bevölkerung in urbanen und ländlichen Gegenden Zentralafrikas. Dabei geht es um Themen wie Regierungshandeln (governance), kollektive

Organisationsformen und Teilnahme an Entscheidungsfindungsprozessen und das Aufzeigen alternativer Politikmodelle, die sich nicht an europäischen Demokratie- und Governance-Modellen orientieren. Christiane Kayser und Flaubert Djateng veranschaulichen dies anhand zweier Fallbeispiele in den Artikeln „Von der Community Culture zum Gemeinschaftsbürgertum: Staat und Governance in Afrika südlich der Sahara“ und „Les Peacemakers ‘Batcham’ un pas vers une police participative“.¹

Weltenbilder – unendliche Vielzahl. Wir schreiben das Jahr 2008. Dies sind die Abenteuer der Initiative Afrikaworkshop 2007, die mit ihrer 6 Frau starken Besatzung ein Jahr lang unterwegs war, um neue Weltenbilder zu erforschen, neue transdisziplinäre Ansätze kennenzulernen und ... seht selbst!

Euer Publikationsteam

Frauke Wiegand
Anne Rohrbach
Katja Lehmann
Marcela Knapp
Anna Jäger
Nadine Borchardt

¹ Die Peacemakers Batcham: ein Schritt in Richtung einer partizipativen Bürgerpolizei.

Alterität: Konstruktion der Anderen: Eine Suche nach Alternativen für Weltbild und Handeln¹

Daniel Kunitz

Wir bestehen alle nur aus buntscheckigen Fetzen, die so locker und lose aneinanderhängen, daß jeder von ihnen jeden Augenblick flattert, wie er will; daher gibt es ebenso viele Unterschiede zwischen uns und uns selbst wie zwischen uns und den andern.

Michel de Montaigne (1998 [1580]: 168)

1. Ein Sammelsurium

Mit ‚dem Anderen‘ ist das so eine Sache. Ständig taucht er auf, in vielen Theorien, in fast jedem Zeitungsartikel, in praktisch jeder Diskussion. Manchmal ist das sehr offensichtlich, zum Beispiel in den Migrationsdebatten, in der Debatte um das islamische Kopftuch, beim angeblichen Kampf der Kulturen, bei Menschenrechtsdebatten, bei dem Bestseller von Allan und Barbara Pease „Warum Männer nicht zuhören und Frauen schlecht einparken“ (2000), in Reiseführern ebenso wie bei TV Shows wie „Wie die Wilden – Deutsche im Busch“, die im Sommer 2006 auf Sat.1 ausgestrahlt wurde. Auf zahlreiche Protestbriefe und Widerspruchsreaktionen argumentierte Sat.1 damals, dass in der Serie doch gerade die Deutschen, die in einem Real-Comedy-Format drei Wochen unter den Augen der Kamera bei von Sat.1 so genannten ‚Naturstämmen‘ in Afrika und Indonesien verbrachten, die ‚Anderen‘ gewesen seien, der Witz also auf Kosten der Deutschen gemacht

wurde, nicht auf Kosten der indigenen Gesellschaft. Cora Hardt von der Zuschauerredaktion erläuterte: „Natürlich stellt die Sendung die kulturellen Unterschiede beider Seiten heraus. Ziel der Sendung ist es ja gerade, den Fernsehzuschauern die Andersartigkeit, aber eben auch die Gemeinsamkeiten der jeweiligen Kulturen zu verdeutlichen, sie über diese ‚andere Welt‘ zu informieren und bisherige Einstellungen zu hinterfragen“ (Email vom 20.08.2006). Da ist sie, die ‚andere Welt‘. Über diese Welt aufzuklären in einem ansprechenden Format mit „ursprünglichem Witz und Aha-Momenten über unsere ach so zivilisierte Welt“ (Presstext zur Sendung), funktioniert so nicht. Das Konzept reproduziert gerade exotistische und rassistische Klischees und Strukturen; die vielleicht gut gemeinte Kritik an der „ach so zivilisierten“ Heimat lässt sich nicht einfach mittels Spiegelbild über die Bande spielen. Denn Kritik findet nicht in einem luftleeren, gar herrschaftsfreien Raum statt; ‚anders zu sein‘ ist nicht einfach relativ. In einem rassistischen Setting ist der Spiegel kein neutraler Beobachter. Das alte Argument „Die Deutschen sind überall woanders doch auch Ausländer_innen“ greift zu kurz und wird nicht ganz zufällig sowohl von Gegner_innen der sogenannten Fremden- beziehungsweise Ausländer_innenfeindlichkeit verwandt, als auch von denen, die sich den Rassismus-Vorwurf wehren und für sich

reklamieren: „So wie ich mich im Ausland anpasse, sollen die Ausländer sich bei uns anpassen.“

Um ‚die Anderen‘ geht es in vielen Kontexten, oft auch da, wo das nicht so offensichtlich ist, beispielsweise bei corporate identity, bei Patriotismus, bei Gruppenbildung, dem fremden Mann, mit dem Kinder nicht sprechen sollen, den Tokenismen, also Quotenpersonen wie einem einzigen dunkelhäutigen Schauspieler in einer ansonsten von Weißen gespielten Teenie-High-School-Komödie, in zahlreichen Büchern und Filmen, bis hin zu den großen, mächtigen Komploten in Verschwörungstheorien. Das Andere ist auch die Natur beziehungsweise die Umwelt, die in ökologischen Debatten diskutiert wird, oder die Utopie, die in einer kontingenten, das heißt nicht bekannten und nicht-einschätzbaren Zukunft liegt. Es ist ebenso die Vergangenheit: gerade Geschichtsschreibung verhandelt etwas Anderes, etwas Kontingentes, das erst durch die Geschichtsschreibung geschrieben wird. Es geht der Geschichtsschreibung keineswegs darum, herauszufinden „wie es wirklich“ war.

Es ist naheliegend, für all diese Dinge, die den Bezug auf ‚das Andere‘ gemeinsam haben, einen Sammelbegriff zu suchen, der dem Sammelsurium ein Dach, einen Bezugspunkt, eine theoretische Struktur gibt. Als Begriff wähle ich hierzu Alterität aus. Ob es sinnvoll ist, einen solchen Sammelbegriff zu bilden, und wenn ja, wie das dann aussehen soll, sind zwei Fragen, die noch zu klären bleiben. Begriffe sind Mittel zum Zweck. Dieser Zweck kann eine bessere oder andere (‚neue‘) Erkenntnisfähigkeit oder ein Beitrag zu einem politischen, emanzipativen Programm sein – oder beides.

4 **2. Alterität**

Politischer Bezugspunkt dieser Überlegungen ist die Kritik an Herrschaft und das Bestreben, Herrschaft zu überwinden. Soziale Prozesse der Ausgrenzung entlang von Zuschreibungen und der Definition von Gruppengrenzen, zusammengefasst als Prozesse des *othering*, sind die Herrschaftsverhältnisse, um die es mir bei der Auseinandersetzung mit Alterität geht, also der Gegenstand des Begriffs und der Ausgangspunkt in meiner Auswahl der später folgenden Beispiele. Der Anglizismus *othering* erfasst in meinen Augen sprachlich sehr schön das Dynamische und Artifizielle dessen, was jemand als ‚anders‘ definiert und zu einem ‚anderen‘ macht. Dieser Zusammenhang wirft bereits viele Fragen auf: wer ist dieser „jemand anderes“, was ist das, was dieses *othering* ausübt, ist es eine Person, eine Struktur, ein Diskurs? Ich schlage vor, den Zusammenhang Alterität zu nennen, und diesen Begriff im

Folgenden ein wenig unter die Lupe zu nehmen.

Hinter *Alterität* verbirgt sich keine ausformulierte Theorie. Gerade im deutschsprachigen Raum ist die Verwendung des Wortes selbst relativ selten, verglichen zum Beispiel mit dem Begriff der *alterité* im frankophonen Sprachraum. Alterität, verstanden als Andersheit, Anders-Sein, Sich-Unterscheiden, Nicht-Gleichsein, Nicht-Dazugehörig-Sein, findet sich – nur eben nicht immer unter dem Label *Alterität* – in sehr vielen Kontexten und auch theoretischen Arbeiten (eine instruktive Auswahl findet sich in Spielmann 2004). Besonders bekannt sind Simone de Beauvoirs „Das andere Geschlecht“ (2000 [1949]) und Edward Saïds „Orientalismus“ (1979). In beiden wird beschrieben, wie etwas – die Frau hier, der Orient dort – als das ‚Andere‘ konstruiert wird, das bestimmte Eigenschaften hat und sich klar vom Eigenen, Dominanten – dem Mann und dem Westen, dem Okzident – abgrenzt und unterscheidet. Dies läuft keineswegs ‚gleichberechtigt‘: das ‚Andere‘ ist minderwertig, wird diskriminiert und entmachtet. Die Beispiele und Kontexte für diesen Prozess des *othering* ergeben eine geradezu endlose Liste. Sexismus, Homophobie, Rassismus, Nationalismus, Ethnizität, Antisemitismus, ableism (Diskriminierung aufgrund körperlicher Behinderung), agism (Diskriminierung aufgrund von Alter), Islamophobie, Ethno- und Eurozentrismus, Exotismus, der erwähnte Orientalismus sind vielleicht die wichtigsten. Ein sehr junger Begriff in der Reihe ist lookism, der die Diskriminierung aufgrund des äußeren Erschei-

nungsbildes bezeichnen soll und sich eher am Alltagserleben in den Metropolen orientiert².

Alterität wird als Begriff fast immer zusammen mit dem der Identität verhandelt. Identitäten des Einzelnen ebenso wie einer kollektiven Gruppe lassen sich in dieser Sicht nicht definieren und konstruieren, ohne implizit oder explizit das zu definieren, was ich nicht bin oder die Gruppe nicht ist. Es gibt quasi ein Innen und ein Außen; entlang der Grenze zwischen beidem wird Identität und Alterität hergestellt. Beides läuft komplementär, das Eine beziehungsweise das Eigene scheint nicht ohne das Andere denkbar. Dies ist ein häufiger und plausibler Zusammenhang. Sehr schöne Beispiele sind Exotismus, Eurozentrismus oder Modernismus. Durch die Imagination des traditionellen, exotischen, primitiven Anderen wird eine Folie, ein Spiegelbild produziert, das wir in Europa beziehungsweise im Westen nicht sind. Der ‚edle Wilde‘ ist naturverbunden und heroisch, wir sind urbanisiert und rational; der Jäger und Sammler ist primitiv und animistisch, wir sind fortschrittlich und säkular; das Entwicklungsland ist patriarchal und agrar, wir sind emanzipiert und industriell. Afrika ist traditionell, Europa ist modern. Andere Staaten sind totalitär, wir sind demokratisch. Es wird über ‚andere‘ gesprochen, um über sich selbst zu sprechen³.

Es leuchtet mir ein, dass sich die Herstellung von kollektiver Identität der Definition, Konstruktion und Imagination ‚des Anderen‘ bedient. Aber ich finde es unbefriedigend, dieses Verhältnis als Angelpunkt zu sehen, Identität und Alterität als zwei Teile eines Ganzen, als zwei Seiten einer (derselben) Medaille aufzufassen. Ich finde es bedenklich, Alterität als reine Funktion von Identität aufzufas-



Abb. 1) Eirik Newth

sen, denn das reduziert in meinen Augen die in den verschiedenen Kontexten jeweils als ‚anders‘ Markierten auf Bedeutungs- beziehungsweise Funktionsträger für diejenigen, die sich jeweils als das dominante Eigene festlegen. Es ist eine Sache, auf die Funktionalität von beispielsweise Rassismus für den deutschen Nationalismus hinzuweisen, es ist aber eine andere Sache, zu implizieren, dass es Rassismus nur gibt, weil es deutschen Nationalismus oder den WASP – white anglo-saxon protestant – gibt; dass es Rassismus nur gibt, damit es das dominante Weiße gibt, und dass es das dominante Weiße nicht mehr gäbe, wenn es keinen Rassismus mehr gäbe.

Identität und Alterität können als sich komplementär verhaltende Strukturen bestimmt werden, die sich aber nicht restlos ineinander auflösen lassen. An der Sicht, dass Identität nicht ohne Alterität möglich ist, Identität also zu Alterität führen muss, ist der Determinismus zu kritisieren (A führt zwangsläufig zu B). An der Sicht, dass Alterität nur aufgrund von Identität gebildet werde, ist ihr Reduktionismus problematisch (B gibt es nur, weil es A gibt). Die Prozesse des othering sind dynamisch. Sie verändern sich und sie führen ein Eigenleben. Antisemitismus bleibt in verschiedenem Gewand ein resistentes Merkmal der in Deutschland ablaufenden Diskurse und Begründungszusammenhänge, zum Beispiel in der Figur des bösen Finanzkapitalisten, der leider auch durch die globalisierungskritische Diskussion geistert. Gleichwohl konstruiert sich der deutsche Nationalismus heute gerade nicht mehr durch expliziten Antisemitismus. Oder ein Fall, bei dem es in der zeitlichen Abfolge andersherum war: bei der Ausrufung der französischen Nation 1789 waren Jüd_innen selbstverständlich willkom-

mene Mitglieder der Willensnation. Die Dreyfus-Affäre in den 1880er Jahren ist ein bekanntes Beispiel für den später in Frankreich virulenten Antisemitismus. Dem französischen Nationalismus ist dies jedoch nicht als Bruch eingeschrieben.

Alterität und Identität liegen nahe beieinander. Es erscheint mir jedoch sinnvoll, mit dem Begriff Alterität einen Rahmen zu haben, um Prozesse des othering in einer Art und Weise analysieren und theoretisch erfassen zu können, in der Identität erst im zweiten Schritt, als ein Faktor unter anderen eine Rolle spielt, der nicht bereits definitorisch bei Alterität enthalten ist. Alterität als ein Begriff, der nur im Duett mit Identität fassbar ist und mit Identität gemeinsam definiert wird, ist aufgrund des Determinismus und Reduktionismus problematisch.

Monokausal gefasste Zusammenhänge zeichnen sich fast immer durch einen unzulässigen Reduktionismus aus. Die biologische Begründung für Rassenlehren wurde in der Biologie selbst bereits Mitte des 20. Jahrhunderts in Frage gestellt. Damit war der Rassismus aber nicht am Ende. In vielen Bereichen hat ‚Kultur‘ die Kategorie der ‚Rasse‘ abgelöst; nicht mehr Hautfarbe oder Gene sind Begründungszusammenhang für die angebliche Minderwertigkeit der ‚Anderen‘, son-

dern deren Kultur wird verantwortlich gemacht. Diese kulturalistischen Ansätze bleiben schon deshalb rassistisch, als dass spätestens im Alltag phänotypische Merkmale – also zum Beispiel die Hautfarbe – Erkennungsträger dieser Unterscheidungen bleiben. Die Begründung ist nicht mehr biologisch, aber die ras-



Abb. 2) Rafael López Díez: flickr.com/keoki/sets

istische Figur ist geblieben oder wurde durch neue ersetzt. Rassismus zielte auf körperliche, biologische Merkmale ab – dieser Zusammenhang wurde in vielen Kontexten erfolgreich problematisiert und aufgehoben, die darin liegenden sozialen Beziehungen haben sich verändert, sie sind aber weiter oder wieder rassistisch. Sei es so platt, wie in älteren sozialökologischen Ansätzen, die Südländer_innen und Afrikaner_innen weniger Arbeitsmoral zusprachen, weil das Klima zu heiß sei; sei es in moder-

6 nisierungstheoretischen Arbeiten, die in Anschluss an Talcott Parsons modern-rationale Vergesellschaftungsmuster den so genannten traditionellen Gesellschaften absprechen, oder sei es in den Debatten um das angeblich inhärente Gewaltsame, Patriarchale und Unmoderne der islamischen Religion.

Weil die Grenzen dieser verschiedenen Ideologien fließend sind, Islamophobie nicht dasselbe ist wie Rassismus, auch wenn es Überschneidungen und Ähnlichkeiten gibt, kann es helfen, mit Alterität einen Begriff zu haben, der diese Gemeinsamkeiten aufgreift und einen Rahmen bietet; einen Rahmen der kleiner ist als der der Herrschaftskritik. Denn nicht alle Herrschaft fällt in den Bereich von othering, der Konstruktion von ‚Anderen‘.

3. Konstruktion deR Anderen

Konstruktivismus als philosophische Schule geht davon aus, dass Wirklichkeit (Wahrheit, Realität) das Ergebnis von Konstruktionsprozessen ist. In soziologischen beziehungsweise sozialwissenschaftlichen sozialkonstruktivistischen Ansätzen wird dies dahingehend übersetzt, dass diese Konstruktionsprozesse, die Wirklichkeit erzeugen, in den Blickpunkt des Interesses rücken. Dies wird durch Beispiele am besten deutlich. Die wissenschaftlichen Debatten über Sexismus, Rassismus, Ethnizität und Nationalismus haben so genannte ‚konstruktivistische Wenden‘ erfahren. Diesen ‚Wenden‘ ist gemeinsam, dass vormalige Auffassungen als essentialistisch beziehungsweise ontologisierend kritisiert und ihnen konstruktivistische Sichtweisen entgegengesetzt wurden. Essentialismus bedeutet, dass Dinge in ihrer ‚Essenz‘ analysiert, beschrieben und definiert werden. Essentialismus

fragt nach ‚dem Wesen‘, den ‚objektiven Merkmalen‘ der Frau und des Mannes, einer Ethnie, einer ‚Rasse‘, einer Nation. Damit werden diese Merkmale ‚ontologisiert‘, weil sie zu Definitionskriterien und Charakteristika der analysierten Dinge erklärt werden. Ontologie fragt nach dem Sein der Dinge, eine ontologisierende Wissenschaft ist deshalb positivistisch, als sie dieser Frage nachgeht und die wahre Abbildung des Seins anstrebt. Dass es Männer und Frauen gibt, wird vorausgesetzt; wenn Pease und Pease behaupten, es gebe wissenschaftliche Gründe, warum Männer schlecht zuhören und Frauen schlecht einparken. Beides wird zum Charakteristikum der Geschlechter. Schlechtes Zuhören und schlechtes Einparken sind dann nicht nur Wirkung des Geschlechts, sondern auch Erkennungsmerkmal des Geschlechts. Es handelt sich um einen Zirkelschluss. Männer hören schlecht zu, weil sie Männer sind. Daran erkennt mensch auch, dass es Männer sind: weil sie schlecht zuhören, sind sie Männer - dadurch werden sie definiert.

In den ‚konstruktivistischen Wenden‘ – diese Metapher bezeichnet Schlüsselwerke und deren breite Rezeption in den einzelnen Debatten – wurde jetzt nachgewiesen, dass es sich bei Geschlecht, Ethnizität, Rasse und Nation um konstruierte Sachverhalte handelt. Die Nation wurde erfunden, ebenso wie Tradition(en) Ergebnis fortlaufender Konstruktionsprozesse sind. Die bipolare Einordnung der Welt in zwei Geschlechter ist genauso wenig naturwissenschaftlich belegt – im Gegenteil! – wie die Heteronormativität. Konstruktion heißt, dass Phänomene und Strukturen erst dadurch ‚wirklich‘, ‚real‘, ‚natürlich‘ und ‚selbstverständlich‘ werden, dass sie fortlaufend hergestellt werden. Dabei

sind Artefakte, Erfindungen, Sprache und Diskurse von zentraler Bedeutung. Bis zum Ende des 19. Jahrhunderts war der Sekretär ein männlicher Beruf von hohem Prestige und Status. Daran erinnert die Bezeichnung der Minister der USA als ‚Sekretär‘, ebenso der UN-Generalsekretär. Solche ‚Geschlechtswechsel‘ von Berufen finden immer wieder statt.

„In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde das Schriftsetzen von Hand auf Maschinensatz umgestellt und aufgrund der erforderlichen Schreib-, Lese- und Fremdsprachenkenntnisse wurden gezielt bürgerliche Frauen angeworben. Ihre Aufgabe sollte sein, die neuen Geräte auf ihre Tauglichkeit gegenüber dem (von Männern ausgeführten) Handsatz zu testen. Die besondere Befähigung von Frauen für die eigentlich als ‚männlich‘ verstandene Technik und Maschinerie konnte plausibilisiert werden, indem das Bild der klavierspielenden bürgerlichen Frauen angewandt wurde.“ (Schiek 2004: 41)

Nach erfolgreicher Prüfung wechselte dieser Beruf zurück zu einem männlich konnotierten, das Bild des die Feinmotorik von Frauen bedürfenden Pianos trat in den Hintergrund und der maschinelle, laute und schmutzige Charakter der Arbeit wurde wieder stärker herausgestellt. Dies ging einher mit einer Statusstabilisierung des Berufs, während die Klaviermetapher half, nun den erwähnten Beruf des Sekretärs über die angebliche Affinität von Schreibmaschine und Piano zu feminisieren (Schiek 2004: 39ff., Robak 1988). Diese Beispiele zeigen, dass Konstruktion sehr viel mit selektivem Erinnern und Vergessen zu tun hat. Dass Sekretär einmal ein eindeutig männlich definierter Beruf war, ist vergessen wor-

den, ebenso, dass Ähnlichkeit zwischen Maschinen und Musikinstrumenten einmal eine Rolle spielte. Konstruktionen sind nicht unumkehrbar oder einmal konstruiert und dann fertig; sie müssen fortlaufend erneuert werden. Das Resultat von Konstruktionsprozessen sind sehr oft Naturalisierungen. Dinge, die keineswegs ‚natürlich‘ sind, werden als ‚natürlich‘ dargestellt und wahrgenommen. Die im Kontext von Alterität verhandelten Konstruktionsprozesse sind hoch ideologisch. Geschlecht, Kultur, Ethnizität, Nation – sie alle werden ideologisch fortlaufend erfunden, imaginiert, reproduziert – kurz: konstruiert.

Viele verstehen Konstruktivismus so, dass das Konstruierte, weil es ja erfunden und imaginiert ist, gar nicht real sei. Daraus resultieren drei Fallstricke, die ich sehe. Vor den konstruktivistischen Wenden wurde in sozialen Kämpfen entweder dafür gestritten, dass die verschiedenen Gruppen – Frauen wie Männer, Schwarze wie Weiße, und so weiter – dieselben Rechte erhalten, die Differenz also keineswegs in Frage gestellt wurde! Oder mensch tritt über die einzelnen zugeschriebenen Charakteristika und Eigenschaften, die angezweifelt und empirisch widerlegt wurden. Dies geschah wiederum ohne die grundsätzliche Unterscheidung zu hinterfragen oder die zu Unrecht zugeschriebenen Eigenschaften als Mittel im Konstruktionsprozess zu entlarven. Nach den konstruktivistischen Wenden, besonders offensichtlich im Bruch zwischen Feminismus und Post-Feminismus, ging vielerorts das ‚historische Subjekt‘, das Subjekt der Befreiung beziehungsweise Emanzipation verloren. Manche Feministinnen streiten bis heute, ob sie feministische Forderungen vertreten können, obwohl sie damit doch die erfundene Zweiteilung der Mensch-

heit in zwei – und nur zwei – Geschlechter reproduzieren. Mit dem Hinterfragen der Kategorien ging und geht oft auch die eigene Position verloren. Auf dieses Problem reagieren Konzepte des strategischen Essentialismus, wie Gayatri Spivak (1996) es formuliert hat, beziehungsweise des strategischen Konstruktivismus, wie er insbesondere im Kontext der neuen Indígenas-Bewegungen in Lateinamerika verhandelt wird. Hier wird Konstruktion gezielt eingesetzt, um sich emanzipativ Handlungsspielräume zu erkämpfen. Die eigene Identität als südamerikanische indigene wird bewusst erfunden und politisch eingesetzt.

Dies führt direkt zu meinem zweiten Fallstrick: wenn ich, als Individuum, Teil dieser Konstruktionsprozesse bin, dann ist es naheliegend, bei mir selbst anzufangen und meine eigene Verortung meiner eigenen Identität und mein eigenes Handeln, das Andere fortlaufend stereotypisiert und kategorisiert, also die Konstruktion reproduziert, zu hinterfragen und abzubauen. Dagegen ist aus meiner Sicht überhaupt nichts einzuwenden. Es ist aber nicht ausreichend und unterliegt

zwei großen Gefahren. Zum einen entspricht sie dem derzeitigen Trend, der Menschen zu Managern ihres Selbst macht; sie individualisiert die Problemlösung. Nicht kollektives Handeln ist gefragt – das würde ja gerade neue Konstruktionen hervorrufen! –, sondern meine Arbeit an mir selbst. Zum anderen unterliegt auch sie der Fehlwahrnehmung, dass Konstruktionen nicht real, ergo schlecht seien. Zumindest aus der Sicht des Konstruktivismus sind aber Konstruktionen „gerade real, weil sie konstruiert sind“ – so brachte es Sylvia Bahr in unserem Seminar auf den Punkt. Konstruktionen sind also nicht etwa real, obwohl sie konstruiert sind. Konstruktivismus als Paradigma ist eine Sichtweise auf Gesellschaft und gesellschaftliche Prozesse, die zeigen kann, dass Alltagswissen – Männer sind anders als Frauen, Deutsche sind anders als Franzosen – konstruiert ist. Das heißt dann aber auch erst einmal nur das: es ist konstruiert. Es ist gemacht worden. Es könnte anders sein. Jetzt ist es so – bis auf weiteres. Es ist noch keine Handlungsalternative aufgezeigt. Der dritte Fallstrick ist die Vorstellung,

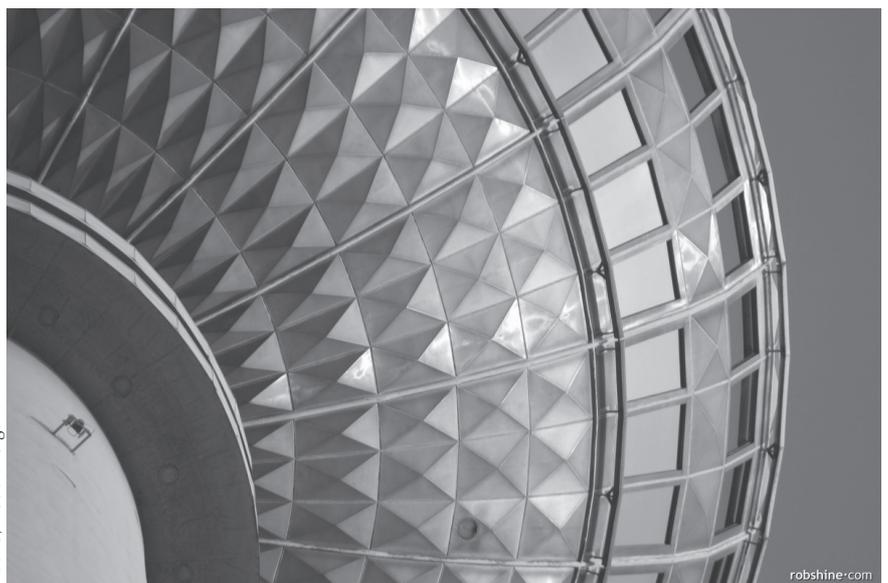


Abb. 3) Robert Voigt

8 dass mit der restlosen Dekonstruktion und Destruktion der konstruierten Ideologie auch das Problem gelöst wird. Konstruktionen sind Produkt menschlichen Handelns und Legitimations- und Naturalisierungszusammenhang so wirkungsmächtiger Strukturen wie Sexismus und Rassismus. Wenn die Konstruktion offen gelegt und auseinander genommen, also überwunden wird, ist damit – so diese Sicht – auch die Struktur weg. Ein dialektisches Verhältnis – Menschen sind Produkt und (Re)Produzent ihrer Konstruktionen – wird in ein einfaches Kausalverhältnis aufgelöst; A führt zu B, also führt die Aufhebung von A zur Aufhebung von B.

Konstruktionen sind gerade real, weil sie konstruiert sind. Zu konstruieren – bis hin zur eigenen Biographie – ist wesentliches Merkmal menschlichen Handelns und Interagierens. Die Fähigkeit, Konstruktionsprozesse zu ‚durchschauen‘, zu rekonstruieren und zu dekonstruieren, löst die Probleme noch nicht. Sie gibt mir die Möglichkeit, Dinge zu hinterfragen, mich zu sensibilisieren. Sie gibt mir Aufschluss darüber, dass es weitreichende Konsequenzen hat, Menschen immerzu Labels aufzukleben, Menschen in Schubladen zu sortieren. Sie gibt mir Anstoß, bei dem gängigen Argumentationsmuster „Differenz führt zu Konflikt“, aufzuhorchen, und zu vermuten, dass vielmehr der Konflikt zur Differenz führt. Denn in Konflikten eingeschriebene beziehungsweise diesen zugrunde liegende Herrschaftsverhältnisse werden durch die Behauptung, dass es um Differenz der Nation, der Ethnizität oder des Geschlechts gehe, verschleiert. Gerade für Afrika hat dies eine traurige Evidenz; bei politischen oder militärischen Konflikten in Afrika südlich der Sahara geht es in öffentlichen Debatten angeblich meistens

um ethnische Konflikte, nicht etwa um Verteilungskämpfe, Machtkämpfe oder Ähnliches. Als Lösung dieser angeblich ethnischen Konflikte wird im Kontext der Nation-Building-Debatte nun ausgerechnet Nationalismus vorgeschlagen, der die ethnischen Konflikte nivellieren und einebnen soll.

Noch einmal zur Vermeidung von Missverständnissen: dass beispielsweise Konflikte ethnisch übermalt und verschleiert werden, heißt nicht, dass dies nicht real ist. Dass die Konstruktion von Hutu und Tutsi in Ruanda rekonstruierbar erfunden ist und vereinfacht dargestellt einen sozioökonomischen Widerspruch zwischen Ackerbauer_innen und Viehzüchter_innen in einen ethnischen Widerspruch zwischen zwei Völkern umdeutete und transformierte, ändert nichts an dem, was 1994 in Ruanda geschehen ist, noch daran, dass diese Ethnizität als real erfahren und gelebt wurde und wird. Was die konstruktivistische Sichtweise sehr wohl tut: sie wirft andere Fragen auf den Konflikt, als eine Sicht, die die Ethnizität naturalisiert.

4. Alterität und Herrschaft

Konflikte haben mit Herrschaft, Ausbeutung, Verteilung, Macht zu tun. Konflikte sind Ausdruck von gesellschaftlichen Widersprüchen. Dass Strukturen wie Rassismus und Sexismus konstruiert sind, ist das eine. Dass sie einhergehen mit Ungerechtigkeit und Herrschaft, dass sie selbst Ausdruck und Ausübung von Herrschaft sind, ist das andere. Und dies ist das, was aus meiner Sicht die Überwindung dieser Strukturen so dringend macht. Konstruktivismus gibt uns die Möglichkeit, diese Strukturen zu durchschauen und zu kritisieren. Ohne Thematisierung der Herrschaft greift das aber zu kurz. Deshalb geht es mir bei

Alterität nicht um jegliches Unterscheiden, das Verwenden von gedanklichen Schubladen, die Konstruktion von Unterschieden. Bei Alterität geht es mir immer um Herrschaftsverhältnisse, die sich in den Prozessen des *othering* ausdrücken oder manifestieren. *Critical whiteness* und *intersectionality* sind zwei Ansätze, die in anderer Weise Herrschaft thematisieren und kritisieren, als das der bisher umrissene Begriff der Alterität vermag.

Richten wir mit Alterität, entbunden vom Zwilling Identität, unser Augenmerk gerade auf die Prozesse des *othering* und die vielfältigen Strukturen, Diskurse und Konstruktionen, die ‚die Anderen‘ erzeugen und markieren, so setzen wir mit *critical Whiteness* am hegemonialen Zentrum an. Dann untersuchen wir, wie sich das Hegemoniale selbst konstruiert. Es steht also ‚das Eigene‘, die Identität im Vordergrund, aber nicht jede beliebige Identität. Der Raum, in dem Identität und Alterität verhandelt werden, wird hier gerade als vermachteter Raum verstanden, in dem eine weiße Identität eben nicht äquivalent ist zu einer subalternen Identität. *Whiteness* steht dabei nicht exklusiv für die weiße Hautfarbe, die übrigens und selbstredend auch eine Konstruktion ist, sondern für das Hegemoniale und das deshalb, weil es hegemonial ist, unsichtbar. Carol Hagemann-White konstatiert über die Klassifizierung der zwei Geschlechter: Alles was keinen Penis hat, ist eine Frau (1984). Denn biologisch gibt es die zwei eindeutigen, sich ausschließenden Geschlechter nicht. Das führt die Unterscheidung aber nicht in Widerspruch, denn was zählt, ist das Definitionsmerkmal des hegemonialen Zentrums, des Mannes. Wie Simone de Beauvoir schon nachweist, definiert wird die Frau darüber, nicht Mann zu sein. „Er ist das Subjekt, er ist das Absolute: sie ist

das Andere“ (2000:12). Damit wird der Mann unsichtbar, er ist nicht das Besondere, sondern das Normale, das nicht Markierte. „Nicht das Andere definiert das Eine, indem es sich selbst als das Andere definiert: es wird von dem Einen, das sich als das Eine versteht, als das Andere gesetzt“ (2000:14). Dieses Beispiel aus der Geschlechterforschung habe ich deshalb gewählt, um zu zeigen, dass critical whiteness nicht primär auf die Hautfarbe abzielt (und diese damit etwa reifiziert). Weiß steht für das hegemoniale Normale, das - nicht markiert - sich nicht erklären oder definieren muss. Alles andere definiert sich nach ihm.

Der in der deutschsprachigen Debatte noch recht neue Ansatz der intersectionality (Collins 2000) verbindet die lange konträr gegeneinander diskutierten Kategorien beziehungsweise Strukturen Klasse, race, Geschlecht und manchmal auch Ethnizität. Klasse steht für die Stellung von Menschen im Kapital-Arbeit-Prozess. Diese Stellung ist objektiv determiniert und bestimmt die Position im Ausbeutungsverhältnis. Gerade im globalen Kontext greift dabei die Trennung von Kapitalist/in und Arbeiter/in zu kurz, sie lässt sich um Subsistenzwirtschaft und Reproduktionsarbeit erweitern; auch die zurzeit virulente Debatte um das Prekariat gehört hierhin. Was ich am Ansatz einer intersectional theory vielversprechend finde, ist, dass in diesem Ansatz erstens diese Strukturen zusammen gedacht werden. Sexismus und Patriarchat bedeuten in den USA für eine weiße Mittelschichtfrau etwas ganz anderes als für eine schwarze Immigrantin ohne Papiere. Zweitens addiert der intersectionality-Ansatz nicht einfach die Strukturen zusammen, wie es in dem Konzept der „triple oppression“, der dreifachen Unterdrückung durch Klassenstatus, Ras-

sismus und Sexismus, anklingt, sondern symbolisiert über das Bild der Verkehrsbeziehungsweise Straßenkreuzung, dass verschiedene Strukturen zusammenkommen, ohne statischen Schraubzwingen gleich aufeinander zu liegen. Rassistische und sexistische Diskriminierung sind zu-



Abb. 4) C.J. Hysgrove

sammen nicht ‚doppelt,‘ sondern etwas anderes. Wo zu oft quantifiziert wird, zielt intersectionality auf Qualitäten ab. Angesichts dessen, dass der Klassen-Widerspruch gar kein Prozess des othering ist, sondern auf ökonomischen Grundlagen beruht, erscheint es mir besonders sinnvoll, diese Herrschaftsstrukturen zusammen zu denken, ohne sie in einem Brei zu vermischen.

Diese beiden Ansätze und der vorgeschlagene Begriff von Alterität ergänzen sich aus meiner Sichtweise gut und notwendig. Wo critical whiteness aus der Kritik an der Reduktion der ‚Anderen‘, den Schluss zieht, gar nicht mehr vordergründig über ‚die Anderen‘ zu sprechen, sondern über die hegemoniale Mitte, zielt Alterität in die gegenteilige Richtung und unternimmt es, über den Zusammenhang des Andersseins oder

besser: des Anders-Gemacht-Werdens zu sprechen. Intersectionality schließlich bietet Anknüpfungspunkte der Kontextualisierung in allgemeinen Herrschaftsbeziehungen, besonders durch die Hinzunahme der ökonomischen Klassenanalyse.

5. Weltbild und Handeln – Wo sind die Alternativen?

Was sind produktive Ansatzpunkte, die sich aus dem Gesagten für politisches Handeln und Alternativen ergeben? Ich nenne wenige Stichpunkte: Judith Butler schlägt die subversive Parodie vor. Konstruktionen leben von der permanenten Wiederholung. Mit jeder Wiederholung findet aber auch eine Bedeutungsverschiebung statt, keine Wiederholung ist identisch. Hier setzt die Idee an, durch gezielte Karikatur Konstruktionen zu entlarven, zu parodieren und damit zu verschieben. Ein anderes Konzept ist Mimikry bei Homi Bhabha. Durch die Imitation des Herrschenden, Dominanten wird dieses transformiert, die Eindeutigkeit der aus den Konstruktionen resultierenden Strukturen wird aufgehoben, das Privilegierte wird ent-privilegiert. Dies liegt nahe bei einem anderen zentralen Begriff Bhabhas, der Hybridität. Hybridität ist für Bhabha die Vermischung und damit Transzendierung der räumlich abgegrenzten Kulturräume, womit sich Bhabha und Butler wieder treffen.

Ein anderer Ansatzpunkt bedient sich der Ideologiekritik. Die gesellschaftliche Position der Sprechenden wird sichtbar gemacht, entlang der Frage „Wem nützt es“, wird der Konstruktionsprozess sichtbar und als Ideologie kenntlich gemacht. Damit hängt die Frage nach der (Un)möglichkeit eines herrschaftsfreien Dialogs zusammen. Bei Abwesenheit von Herrschaft, wären Unterschiede

10 banal und kein Anlass für Diskriminierung und Zwang. Doch Herrschaft ist nicht abwesend und die Diskussion auch in diesem Artikel findet in einem durch Macht durchzogenem Raum statt, woraus sich wieder neue Fragen ergeben: Soll mensch überhaupt ‚die Anderen‘ definieren und einen Sammelbegriff für all diese Phänomene suchen? Ist das emanzipativ, weil es um die Unterdrückten, Diskriminierten und Entmachteten geht? Oder ist das das alte Problem in grün, da diejenigen ‚ohne Stimme‘ ohne Stimme bleiben, und gebildete Eliten für die anderen sprechen? Weil die Trennlinie zwischen ‚uns‘ und ‚den Anderen‘ bloß reifiziert wird?

Auf der Suche nach Antworten auf all diese Fragen erscheint mir das Postulat von Emmanuel Lévinas bedenkenswert, den Anderen oder die Andere als andere_n ins Gleiche zu holen. Das bedeutet, den/die Andere_n nicht als Gleiche_n ins Gleiche zu holen. Den/die Andere_n ins Gleiche holen, passiert, indem ich den/die Andere_n für mich übersetze, in meinen eigenen Horizont aufnehme und in diesem interpretiere. Hole ich ihn/sie als Gleiche_n ins Gleiche, dann tue ich dies mit meinen Kategorien. Hole ich ihn/sie als Andere_n ins Gleiche, belasse ich ihn/sie in seiner/ihrer Alterität, beraube ihn/sie nicht der Andersartigkeit, sondern nehme ihn/sie als den/die Andere_n, der/die er oder sie ist. Ich totalisiere ihn/sie nicht mit meinen Vorstellungen zu einem/einer nach meinen Kategorien bestimmten und begrenztem anderen Ganzen, sondern versuche ihn/sie als andere_n zu verstehen, mit dem/der ich wohl interagieren und kommunizieren kann, auf den/die ich aber nicht von mir schließen kann. Ich respektiere, dass der/die Andere mich und meine Kategorien transzendiert, sich meiner

Deutung entzieht, und ich versuche nicht, ihn in die Immanenz meiner eigenen Kategorien zu versetzen und damit in meinen eigenen Kategorien und mit meinen eigenen Referenzpunkten zu fixieren (Bahr 2006).

Daniel Kumitz, geb. 1975, Diplom-Soziologe und Mitglied im AK Etheorie; promoviert an der Freien Universität Berlin zum Verhältnis von Nationalstaat und Sozialstaat. Seine Veröffentlichungen sind v.a. zu den Themen Entwicklungstheorie und National Bias. Er ist Redakteur bei der PHERIPHERIE.

Fußnoten

1 Dieser Text beruht auf einem Vortrag, der im Rahmen des Workshops „Weltenbilder: An- und Aussichten zu vergeben!“ am 19.01.2007 gehalten wurde. Den Organisator/innen und Teilnehmenden des Workshops sei besonders für die anschließende Diskussion gedankt! Die hier formulierten Gedanken beruhen auf einem Hauptseminar, das von Sylvia Bahr, Katharina Schnaack und mir im Wintersemester 2005/2006 an der Freien Universität Berlin unter dem Titel „Alterität – Konstruktion deR Anderen“ angeboten wurde. Sie beide und alle anderen Teilnehmenden des Seminars haben damit diese Ausführungen überhaupt erst ermöglicht und vieles gründet in Diskussionen und Dingen, die im Seminar gesagt wurden. Mir wird schmerzhafte bewusst, wie begrenzt die Möglichkeit ist, solche Diskussionszusammenhänge in einer angemessenen Art und Weise zu zitieren und zu würdigen. Das geschriebene Wort erfährt leider mehr Stellenwert als das gesprochene. Sylvia Bahr, Katharina Schnaack, Marcela Knapp und Frauke Wiegand danke ich außerdem für kritische Hinweise zu früheren Entwürfen. Die Verantwortung für etwaigen Blödsinn oder Fehler liegt (selbst-

verständlich und nicht etwa, wie es oft formuliert wird, „trotzdem“) ausschließlich bei mir.

2 Vgl.: <http://www.lookism.info/index2.html>

3 Eine Kritik dieser Praxis gerade auch innerhalb der Sozialwissenschaften findet sich in Hauck 2003

Literatur zu Alterität

- Bahr, Sylvia. 2006. Kultur auf den Spuren von Lévinas. Unveröffentlichtes Manuskript.
- Beauvoir, Simone de. 2000. Das andere Geschlecht. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Beck-Gernsheim, Elisabeth. 2004. Wir und die Anderen. Vom Blick der Deutschen auf Migranten und Minderheiten. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Bhabha, Homi. 2000. Die Verortung der Kultur. Tübingen: Stauffenberg.
- Butler, Judith. 1991. Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Butler, Judith. 1997. Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Butler, Judith. 2001. Psyche der Macht. Das Subjekt der Unterwerfung. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Collins, Patricia Hill. 2000. „Gender, Black Feminism, and Black Political Economy“, *Annals of the American Academy of Political and Social Science*. Vol. 568. S. 41-53.
- Dietze, Gabriele. 2006. „Critical Whiteness Theory und Kritischer Okzidentalismus. Zwei Figuren hegemonialer Selbstreflexion“. in: Tißberger, Martina; Dietze, Gabriele Hrzán, Daniela und Jana Husmann-Kastein (Hg.): *Weiß – Weißsein – Whiteness Kritische Studien zu Gender und Rassismus*, Frankfurt/M.: Europäischer Verlag der Wissenschaften, S. 219-247.
- Fanon, Frantz. 1967. *Black Skin, White Masks*. New York: Grove Press.
- Fanon, Frantz. 1981. *Die Verdammten dieser Erde*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Foucault, Michel. 1983. *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit I*, Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Hagemann-White, Carol. 1984. *Sozialisation: Weiblich – männlich?*. Opladen: Leske + Budrich.
- Hall, Stuart. 2004. *Ideologie, Identität, Repräsentation*. Ausgewählte Schriften 4. Hamburg: Argument.
- Hauck, Gerhard. 1992. *Einführung in die Ideologiekritik*, Hamburg: Argument (Argument Sonderband 209).
- Hauck, Gerhard. 2003. *Die Gesellschaftstheorie und ihr Anderes. Wider den Eurozentrismus in den Sozialwissenschaften*. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Lévinas, Emmanuel. 1983. *Die Spur des Anderen*. Freiburg/München: Verlag Karl Alber.
- Lévinas, Emmanuel. 1987. *Totalität und Unendlichkeit*. Freiburg/ München: Verlag Karl Alber.
- Montaigne, Michel Eyquem de. 1998 [1580]. *Essais*. Erste moderne Gesamtübersetzung von Hans Stilett. Frankfurt/M.: Eichborn Verlag.
- Pease, Allan & Barbara Pease. 2000. *Warum Männer nicht zuhören und Frauen schlecht einparken. Ganz natürliche Erklärungen für eigentlich unerklärliche Schwächen*. München: Ullstein.
- Robak, Brigitte. 1988. „Auf der Suche nach der weiblichen Facharbeit. Das Beispiel Schriftsetzerin“. *Wissenschaft ist Frauensache*. Heft 2. Kassel.
- Said, Edward W. 2001. „Kultur, Identität und Geschichte“. in: Schröder, Gerhardt und Helga Breuninger (Hg.). *Kulturtheorien der Gegenwart. Ansätze und Positionen*. Frankfurt/M., S. 39-58.
- Said, Edward W. 1979. *Orientalism*. New York: Vintage Books.
- Sartre, Jean-Paul. 1991. *Das Sein und das Nichts*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Sartre, Jean-Paul. 1981. „Vorwort“, in: Fanon, Frantz. *Die Verdammten dieser Erde*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp. S. 7-27.
- Schiek, Daniela. 2004. „'You make me feel like a natural woman'. Teilzeitarbeit als Medium der sozialen Konstruktion von Geschlecht. Arbeitsmarktflexibilisierung und geschlechtshierarchische Arbeitsteilung“. Diplomarbeit. Freie Universität Berlin.
- Spielmann, Ellen. 2004. „'Alterität' von Sartre bis Bhabha: ein begriffsgeschichtliches Surfen“. in: Michael, Joachim und Klaus Schäffauer (Hg.). *Massenmedien und Alterität*, Frankfurt a.M.: Vervuert. S. 66-77.
- Spivak, Gayatri C. 1996. *The Spivak Reader. Selected Works of Gayatri Chakravorty Spivak*, edited by Donna Landry and Gerald MacLean. New York/London: Routledge.
- Spivak, Gayatri C. 2003. „Can the subaltern speak?“, in: *Die Philosophin. Forum für feministische Theorie und Philosophie*, Heft 27, S.42-58.
- Spivak, Gayatri C. 1988. „Can the Subaltern Speak?“. in: Nelson, Cary u.a. (Hg.). *Marxism and the Interpretation of Culture*. Chicago: Univ. of Illinois Press. S. 271-313.
- Ziai, Aram. 2005. „Die Stimme der Unterdrückten. Gayatri Spivak, koloniale Wissensproduktion und postkoloniale Kritik“. in: *PERIPHERIE*. 25. Jg., Heft 100. S. 514-522.
- Žižek, Slavoj. 2003. *Ein Plädoyer für die Intoleranz*. Dritte, überarb. Aufl. [1998]. Wien: Passagen Verlag.

Anti-Bias-Arbeit im Wandel

Zwischen theoretischem Anspruch und Begrenzungen in der Praxis eines Anti-Diskriminierungsansatzes¹

**Bettina Schmidt, Katharina Dietrich,
Shantala Herdel (Anti-Bias-Werkstatt)**

Welche Annahmen liegen dem Anti-Bias-Ansatz zu Grunde? Was hat die Reflexion des Anti-Bias-Ansatzes, der sich explizit gegen alle Formen von Diskriminierung wendet, in einer Broschüre mit dem Thema „Wissens- und Kulturtransfer zwischen Afrika und Europa“ zu suchen? Welche ‚Weltbilder‘ können wir vom Anti-Bias-Ansatz südafrikanischer Prägung auf die antidiskriminierende Bildungsarbeit in Deutschland übertragen und welche nicht? Welche Machtstrukturen gibt es innerhalb Deutschlands und von welchen Gegensätzen wird ausgegangen? Wie thematisiert die Anti-Bias-Werkstatt in ihren Seminaren den Prozess des ‚Anders-machens‘, des Alterisierens, und inwiefern kann dies zu Diskriminierung führen? Diese Fragen haben uns u.a. während unserer Vorbereitung für die Tagung ‚Weltbilder: An- und Aussichten zu vergeben!‘ im Januar 2007 in Berlin beschäftigt.

Im vorliegenden Beitrag werden wir nicht all diesen Fragen nachgehen können. Wir haben uns entschieden, den Fokus unseres Beitrags auf das Aufzeigen der Spannungsverhältnisse zu richten, die durch den theoretischen Anspruch und dessen praktische Umsetzung in unseren Seminaren entstehen. Wir werden die Entwicklungsgeschichte des Ansatzes und die ihm zugrunde liegenden theoretischen Annahmen vorstellen, um uns dann den Chancen und Herausfor-

derungen in der Seminararbeit zuzuwenden. Dabei soll unsere eigene Praxis kritisch hinterfragt sowie Bereiche benannt werden, in denen noch Entwicklungsbedarf besteht.

Wir, alle drei Autorinnen, arbeiten mit dem Anti-Bias-Ansatz im Rahmen der Anti-Bias-Werkstatt. Die Diskussionen und Erfahrungen, die in diesem Zusammenhang geführt bzw. gesammelt wurden, dienen als Grundlage für die hier eingenommene Perspektive².

Auch wenn wir uns in diesem Artikel auf unser Verständnis und unsere Auseinandersetzungen mit dem Anti-Bias-Ansatz im Rahmen politischer Bildungsarbeit konzentrieren, ist es uns in der Anti-Bias-Werkstatt ein Anliegen, den Ansatz nicht auf eine geschlossene Ansammlung von Methoden zu reduzieren. Vielmehr wollen wir – auch in diesem Artikel – verdeutlichen, dass wir Anti-Bias-Arbeit als einen eigenen lebenslangen Prozess verstehen, der durch die kontinuierliche Reflexion der eigenen Haltung sowie durch die Wahrnehmung, Analyse und Veränderung von Dominanz- und Unterdrückungsmechanismen gekennzeichnet ist.

1. Zum Begriff Anti-Bias

Der Begriff ‚Bias‘ wird aus dem Englischen übersetzt mit ‚Voreingenommenheit‘ oder ‚Schieflage‘ und von Louise Derman-Sparks, der Begründerin des

Anti-Bias-Ansatzes, folgendermaßen erklärt: „Any attitude, belief, or feeling that results in, and helps to justify, unfair treatment of an individual because of his or her identity“ (Derman-Sparks 1989/1991:3).³ Der Begriff ‚bias‘ wurde gewählt, um auszudrücken, dass der Anti-Bias-Ansatz sich gegen jegliche Formen von Diskriminierung und Unterdrückung richtet.⁴ Mit ‚Anti-Bias‘ soll betont werden, dass es sich um einen aktivierenden Ansatz handelt, der auffordert, gegen Unterdrückung und Diskriminierung auf allen Ebenen einzuschreiten (vgl. Derman-Sparks 1989/1991:3).

2. Zur Entwicklungsgeschichte des Anti-Bias-Ansatzes

Die Anti-Bias-Arbeit wurde Anfang der 1980er Jahre in Kalifornien, USA, von Louise Derman-Sparks und Carol Brunson-Phillips am Pazific Oaks College im Rahmen der Kleinkindpädagogik ins Leben gerufen. Ausschlaggebend für die Entwicklung des Ansatzes im Rahmen der ‚Anti-Bias Education Task Force‘ (Derman-Sparks/Brunson-Phillips 1997, preface) war die Kritik an bisherigen dominanzkulturellen, multikulturell-touristischen und farbenblinden Ansätzen, die in den USA zur Bekämpfung von Rassismus konzipiert wurden.⁵ Ausgehend von der Erkenntnis und Erfahrung, dass diese Ansätze dem Anspruch der Thematisierung und Veränderung der komplexen mehrdimensionalen Machtgefüge innerhalb von Schulklassen sowie innerhalb der US-amerikanischen Gesellschaft generell nicht gerecht werden konnten, wurde mit dem Anti-Bias-Ansatz ein Weg gefunden, Rassismus in seiner Verstrickung mit weiteren Diskriminierungsformen zu thematisieren. Anfang der 1990er Jahre fand eine intensive Weiterentwicklung des Anti-Bias-

Ansatzes in Südafrika statt. In Kapstadt gründete ELRU (Early Learning Resource Unit) ein erstes Anti-Bias-Projekt für Lehrerinnen und Lehrer sowie Erzieherinnen und Erzieher, die durch die Abschaffung der Apartheid völlig neuen, von verschiedenen Rassismuserfahrungen gekennzeichneten Lern- und Erziehungssituationen gegenüberstanden. Die mehrdimensionale Ausrichtung des Anti-Bias-Ansatzes war in Südafrika deshalb besonders bedeutsam, weil die Auseinandersetzung mit den gesellschaftlichen Unterdrückungsverhältnissen entlang der Kategorie Hautfarbe mit anderen Differenzlinien in Beziehung gesetzt werden konnte und auf diese Weise nicht nur die gesamtgesellschaftliche Positionierung, sondern darüber hinaus auch Machtverhältnisse innerhalb der Gruppenzugehörigkeiten entlang der Kategorie Hautfarbe in den Fokus der Betrachtung gerückt werden konnten. Eine Festschreibung auf die Täter- und Täterinnen- bzw. die Opferrolle konnte durch diese Perspektivenerweiterung vermieden werden. Insbesondere die Thematisierung der Verstrickung von Rassismus und Sexismus spielte hier eine entscheidende Rolle.

Ende der 1990er Jahre wurde der Anti-Bias-Ansatz durch südafrikanische Multiplikatorinnen und Multiplikatoren nach Deutschland getragen. Inzwischen kommt er in verschiedenen Projekten und Arbeitszusammenhängen sowohl für die Arbeit mit Kindern und Jugendlichen als auch in der Erwachsenenbildung zum Einsatz; zusätzlich dazu arbeiten verschiedene Akteure und Akteurinnen an der theoretischen Fundierung des Ansatzes.

3. Der Anti-Bias-Ansatz ...

Im Folgenden soll zunächst eine theo-

retische Grundlage geschaffen werden, indem einige zentrale Grundannahmen des Anti-Bias-Ansatzes skizziert werden. Im Anschluss an die Vorstellung einer jeden Grundannahme diskutieren wir die damit verbundenen Chancen und Grenzen.

3.1 ... wendet sich an alle Menschen

Vorurteile und Diskriminierung sind in der Gesellschaft als Ideologien institutionalisiert und tragen zur Aufrechterhaltung bestehender Machtverhältnisse bei. Da sich alle Menschen in diesen Ungleichheitsverhältnissen bewegen und in hierarchischen Strukturen handeln, spricht der Anti-Bias-Ansatz auch alle Menschen an. Es wird davon ausgegangen, dass jeder Mensch sowohl Erfahrungen gemacht hat, in denen sie/er diskriminiert wurde, als auch solche, in denen sie/er diskriminiert hat. Diese Annahme ermöglicht eine Auseinandersetzung mit den eigenen Erfahrungen in beiden Positionen und vermeidet die Festschreibung Einzelner auf die Rolle der Täterin/des Täters oder des Opfers.

Empathischer Austausch und beschuldigungsfreier Raum

Eine solche Herangehensweise an das Thema Diskriminierung birgt zweierlei Chancen. Einerseits können Seminarteilnehmende durch Rückgriff auf eigene Erfahrungen Empathie entwickeln für Menschen, die – vielleicht entlang anderer Differenzlinien und in anderer Intensität – Diskriminierung ausgesetzt sind. Andererseits können sie eigene diskriminierende Handlungsmuster und gesellschaftliche Machtverhältnisse erkennen und eine Motivation für deren Veränderung entfalten. Die gleichzeitige Perspektive auf eigene Erfahrungen, entlang verschiedener Differenzlinien

zu diskriminieren und diskriminiert zu werden, ermöglicht einen Austausch aus verschiedenen Blickwinkeln. Diese Seminarform darf allerdings nicht als Ersatz für geschützte Räume von unterdrückten Gruppen, sondern vielmehr als Ergänzung zu diesen verstanden werden. Um die gegenseitige Empathie in einem Seminar zu ermöglichen ist es wichtig, keinen wertfreien, wohl aber einen beschuldigungsfreien Raum zu schaffen, um den Teilnehmenden die Reflexion eigener Erfahrungen – vor allem auch in der Position der diskriminierenden Person – zu erleichtern. Wenn auch entgegen unserer Zielsetzung, lässt sich jedoch nicht völlig ausschließen, dass Teilnehmende sich erappt, getadelt oder ‚schuldig gemacht‘ fühlen.

In gewissem Rahmen können Selbstwürfe durchaus konstruktiv sein, sofern sie als Antrieb für Veränderung wirken. Letztlich ist es jedoch unser Ziel, die Teilnehmenden nicht mit Schuldgefühlen aus dem Seminar zu entlassen, da diese in der Regel nicht zu Konfliktlösungen, sondern eher zu Kommunikationssperren führen (vgl. Leiprecht 2003:32).

Die Kunst der Anti-Bias-Multiplikatoren und -Multiplikatorinnen besteht demnach darin, einerseits die Teilnehmenden als Personen mit ihren Emotionen ernst zu nehmen und wertzuschätzen, andererseits jedoch gegebenenfalls konkrete (diskriminierende) Handlungen oder Aussagen kritisch zu problematisieren. Die Seminarleitung steht damit vor der

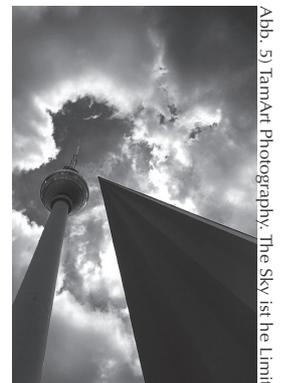


Abb. 5) TamArt Photography: The Sky is the Limit

14 Herausforderung, das eigene Verhalten in Seminaren kontinuierlich zu hinterfragen und eine wertschätzende Haltung einzunehmen, ohne dabei das Anti-Bias-Grundverständnis und damit eine klare antidiskriminierende Position außer Acht zu lassen.

Homogenität im Team und in der Teilnehmendengruppe

Eine weitere Schwierigkeit im Zusammenhang mit dem Ziel, alle Menschen anzusprechen, besteht darin, dass sich von der Anti-Bias-Arbeit in Deutschland überwiegend ein sozialwissenschaftlich-pädagogisch engagiertes Publikum angesprochen fühlt, das sich meist bereits im Vorfeld mit Fragestellungen zu Diskriminierung auseinandergesetzt hat. Der Anspruch, in der Anti-Bias-Arbeit möglichst heterogene Gruppen zusammenzubringen, um durch den erfahrungsorientierten Zugang einen Raum der Begegnung zu schaffen, wird bisher in Deutschland kaum umgesetzt.⁶ Die Erfahrungen im Rahmen der Anti-Bias-Werkstatt zeigen vielmehr, dass die Seminarteilnehmenden in vielen Differenzlinien eben die Übereinstimmungen aufweisen, die sich auch innerhalb der Anti-Bias-Werkstatt selbst finden: Wir sind in der Anti-Bias-Werkstatt eine Gruppe junger überwiegend Weißer⁷ deutscher Akademiker und Akademikerinnen ohne gravierende körperliche Beeinträchtigungen und ohne Migrationshintergrund. Da wir selbst in der gesamtgesellschaftlichen Positionierung mehrfach eher den je dominanten Gruppen angehören, stellt sich die Frage, inwiefern wir mit unseren Bildungsangeboten die vorherrschenden Machtverhältnisse reproduzieren und perpetuieren. Um dem entgegen zu wirken, wäre es hinsichtlich unserer Ziele angemessener, es wären mehr

Personen mit weniger dominanten Positionierungen in der Anti-Bias-Werkstatt vertreten. Allerdings kann die genannte Zusammensetzung auch ermöglichen, eigene Privilegien und Ausgrenzungspraxen offen zu diskutieren. Es kann die Frage aufgeworfen werden, wie Privilegien systematisch im Sinne einer Solidarisierung mit Diskriminierten und eines Machtbaus genutzt werden können. In diesem Sinne werden Privilegien nicht als individuelle Fehler oder Schuldenlasten angesehen, sondern als gesellschaftliche Position, mit der verantwortlich strategisch umgegangen werden kann (vgl. Wollrad 2005:25).

Diese Auseinandersetzung mit der Gruppenzusammensetzung stellt uns zudem vor die Frage, inwiefern und auf welche Weise eine dementsprechende Erweiterung der Anti-Bias-Werkstatt sinnvoll ist und welche Konsequenzen dies nach sich zieht: Um welche Heterogenität geht es uns in der Besetzung unseres Arbeitszusammenhanges bzw. unserer Teamkonstellationen? Welchen Differenzlinien geben wir auf diese Weise mehr Gewicht als anderen? Führen eine Neubesetzung der Werkstatt und das Achtgeben auf Heterogenität in den Teamkonstellationen beispielsweise entlang der Kategorien Herkunft oder Hautfarbe nicht – ebenso wie die bisherigen in dieser Hinsicht homogenen Zusammensetzungen – zur Reproduktion von bestehenden Grenzziehungen bzw. dualen Kategorien?

Die Reflexion dieser Fragen macht uns immer wieder deutlich, dass die Auseinandersetzung mit Differenzierungen nicht widerspruchsfrei verläuft, sondern durch den doppelten Anspruch gekennzeichnet ist, Differenzierungen weder festzuschreiben noch diese zu verleug-

nen. Während es uns in der inhaltlichen Seminararbeit gelingt, diese Widersprüche aufzuzeigen und das Spannungsverhältnis auszuhalten, stehen wir in Bezug auf den Seminarrahmen bzw. die Besetzung von Teams und die damit verbundene Erreichbarkeit von Teilnehmenden vor immer wiederkehrenden Fragezeichen.

3.2 ... bezieht alle Formen von Diskriminierung ein

Der Anti-Bias-Ansatz wendet sich gegen jegliche Formen von Diskriminierung.⁸ Prozesse, in denen bestimmte sichtbare oder zugeschriebene Merkmale als Grundlage von Diskriminierung herangezogen werden, werden als soziale Konstruktionen⁹ verstanden, die in der Praxis jedoch eine reale Wirkmächtigkeit entfalten. In Anti-Bias-Seminaren ist es wichtig, sowohl die realen Auswirkungen der Differenzlinien zu thematisieren, wie auch deren Konstruktion zu analysieren. Der Blick auf die Konstruktion ermöglicht eine Perspektiverweiterung, so dass neben der häufig individualisiert wahrgenommenen Dichotomie von ‚Täter_innen‘ und ‚Opfern‘ die gesellschaftlichen Verhältnisse in den Fokus geraten, die eine Durchsetzung solcher Konstruktionen überhaupt erst ermöglichen.

Dekonstruktion versus Reproduktion

In der Seminararbeit stoßen wir immer wieder auf das Dilemma, soziale Konstruktionen zu thematisieren, ohne sie damit zu reproduzieren, bzw. sie zu dekonstruieren und ohne ihre Wirkungsmacht zu leugnen. Um die gesellschaftliche Realität und die darin existierenden Diskriminierungsformen analysieren zu können ist es unseres Erachtens nötig, vorherrschende dichotomisierende Ka-

tegorien aufzuzeigen. Denn Menschen werden nicht als gleich wahrgenommen und auch nicht gleich behandelt: Ihnen wird entlang bestimmter Kategorisierungen mehr oder weniger Zugang zu gesellschaftlicher Macht und Ressourcen ermöglicht. „Solange die gesellschaftlichen Verhältnisse nicht die gleichen Möglichkeiten für alle zur Verfügung stellen, werden auch differenzierende Strategien benötigt, um Ungerechtigkeiten und Diskriminierungen entgegen zu wirken“ (Schmidt 2007:85f).

Gleichzeitig sind solche Kategorisierungen und Differenzierungen zwar wirkungsmächtig, aber sozial konstruiert. Entscheidend ist es, diese Konstruktionen zu hinterfragen und die Illusion einer ‚natürlichen‘ Grundlage für die Verteilung von Macht und Ressourcen zu dekonstruieren.

In der Seminararbeit mit dem Anti-Bias-Ansatz geht es darum, ein angemessenes Gleichgewicht zwischen dem gezielten Aufgreifen dualistischer, hierarchisch angeordneter Differenzierungen zur Analyse struktureller und gesellschaftlicher Ungleichheitsverhältnisse und der Dekonstruktion eben dieser Kategorisierungen zu finden. So versuchen wir beispielsweise im Rahmen der Übung ‚Power Flower‘¹⁰ einerseits zu einer Auseinandersetzung mit der eigenen Positionierung in bestehenden gesellschaftlichen Ungleichheitsstrukturen zu motivieren und reproduzieren zu diesem Zweck Kategorisierungen, entlang derer differenziert und diskriminiert wird (wie z.B. männlich – weiblich). Andererseits problematisieren wir mit den Teilnehmenden ausdrücklich diese Kategorien, indem wir den Konstruktionscharakter thematisieren und die aufkommenden Widerstände, sich innerhalb dieser dichotomen Kategorisierungen zu po-

sitionieren, ausführlich aufgreifen. So wird den Teilnehmenden immer auch die Möglichkeit gegeben, dazwischen liegende Kategorien zu eröffnen (z.B. Transgender) und den Fokus auf die Vielfältigkeiten und Ambivalenzen je eigener Identitäten zu richten.

Fokussierung einzelner im Zusammenhang aller Diskriminierungsformen

In der Anti-Bias-Arbeit wird davon ausgegangen, dass jeder Mensch am Schnittpunkt verschiedener Differenzlinien positioniert ist, die in unterschiedlichen Kontexten unterschiedlich bedeutsam sind und unterschiedlich bewertet werden. Neben der Thematisierung von historisch und strukturell besonders wirkungsmächtigen Differenzlinien, zu denen in der derzeitigen Debatte ‚race‘, class, gender und manchmal auch ethnicity gezählt werden, fokussiert der Anti-Bias-Ansatz weitere Differenzlinien, entlang derer Diskriminierung verlaufen kann. Der breite Fokus ermöglicht es, den komplexen Machtverhältnissen entsprechend auch Diskriminierungen in den Blick zu nehmen, die nicht entlang nur einer Differenzlinie, sondern am Schnittpunkt mehrerer Differenzlinien stattfinden. Auf diese Weise können Unterschiedlichkeiten und Gemeinsamkeiten verschiedener Diskriminierungsformen thematisiert und Interdependenzen¹¹ verschiedener Differenzlinien analysiert werden (vgl. Lutz/Leiprecht 2005, S. 220).

Mit dem Ziel, alle Diskriminierungsformen in den Blick zu nehmen, ist jedoch nicht gemeint, wahllos eine möglichst große Anzahl von Diskriminierungen zu thematisieren. Vielmehr geht es darum, den Diskriminierungsformen, die in der jeweiligen Seminargruppe relevant sind, Raum zu geben und diese

vertiefend zu bearbeiten. Dabei fällt auf, dass in unserer Seminarpraxis nicht alle Diskriminierungsformen gleichermaßen vorkommen. Die Differenzlinien Herkunft, Hautfarbe, Geschlecht und sexuelle Orientierung stehen deutlich öfter im Vordergrund als beispielsweise die Kategorien Alter oder Behinderung. Dieses Phänomen verweist erneut auf die Zusammensetzung der Teilnehmenden wie der Seminarleitung und deren persönliche und gesellschaftliche Hintergründe.

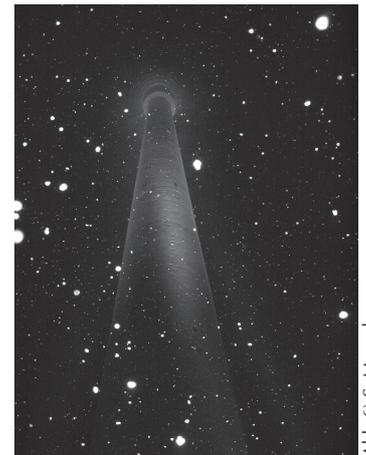


Abb.6) S. Mosselmann

Subjektive Bedeutung und gesellschaftlicher Kontext

Im Zusammenhang mit der Thematisierung jeglicher Diskriminierungsformen ist der Hinweis wichtig, dass der Anti-Bias-Ansatz grundsätzlich keine Bewertung der subjektiven Bedeutung einer Diskriminierung entlang einer bestimmten Differenzlinie vornimmt und auf diese Weise auch Vergleiche und Hierarchisierungen von Diskriminierungsformen ausschließt. Gleichzeitig

16 wird der gesellschaftliche Kontext einbezogen und explizit die gesellschaftlich je privilegierten und je nicht-privilegierten Gruppen benannt, um die unterschiedlich starke historisch gewachsene, strukturelle und ideologische Verankerung der Diskriminierungsformen thematisieren zu können. Das persönliche Erleben wird mit der strukturellen Ebene in Beziehung gesetzt und die unterschiedliche Wirkungsmächtigkeit verschiedener Kategorien deutlich gemacht. In der Seminararbeit kann dieser Anspruch allerdings zu einem Dilemma führen, wenn Teilnehmende aus eher dominant-privilegierten Positionierungen heraus von Erfahrungen als Diskriminierte/Diskriminierter berichten, und die Diskriminierenden dabei Personen aus benachteiligt-unterdrückten Positionen waren. In solchen Situationen entsteht

der Gesellschaft herauszustellen. Es gilt aufzuzeigen, dass sich gesellschaftliche Machtverhältnisse zwar in spezifischen Situationen umkehren und somit auch Angehörige gesamtgesellschaftlich benachteiligter Gruppen diskriminieren können, dass sich diese Situationen aber nie losgelöst von dem gesamtgesellschaftlichen Unterdrückungsverhältnis betrachten lässt. So müssen beispielsweise Diskriminierungen entlang rassistischer Kategorien von Seiten der gesamtgesellschaftlich diskriminierten Gruppen oder Personen in einzelnen Situationen vor dem Hintergrund der fortwährenden Erfahrung von strukturellem und zwischenmenschlichem Rassismus betrachtet werden.

Spezifika einzelner Diskriminierungsformen

Eine Grenze, an die wir in der Anti-Bias-Arbeit mit der Fokussierung jeglicher Diskriminierungsformen stoßen, besteht darin, dass eine vertiefte Auseinandersetzung mit den Spezifika einzelner Diskriminierungsformen (zumindest im Rahmen von Einführungsseminaren) nicht möglich ist. Der Ansatz unterscheidet sich demzufolge von Ansätzen, in denen ausschließlich eine Diskriminierungsform bearbeitet wird. Ansätze, die sich beispielsweise explizit auf Rassismus beziehen, können die spezifische historische Entwicklung und strukturelle Institutionalisierung weitaus intensiver berücksichtigen als es in der Anti-Bias-Arbeit möglich ist. Allerdings steht ein solcher vertiefender Fokus auf die Besonderheiten einzelner Diskriminierungsformen keinesfalls im Widerspruch zur Zielrichtung des Anti-Bias-Ansatzes,

solange grundlegende Mechanismen, Funktionsweisen und Legitimationsmuster von Diskriminierung sowie das Zusammenwirken verschiedener Diskriminierungsformen thematisiert werden. Vor diesem Hintergrund erscheint uns daher durchaus wünschenswert, in Anti-Bias-Seminaren mehr Raum für eine vertiefte Auseinandersetzung mit einzelnen Diskriminierungsformen zu eröffnen.

Kollektiverfahrungen thematisieren

Methodisch setzen wir in Anti-Bias-Seminaren an den eigenen Erfahrungen einzelner Subjekte mit ihren individuellen Erfahrungen mit Diskriminierung entlang verschiedener Differenzlinien an und rücken diese somit in den Vordergrund. Gleichzeitig gehen wir allerdings in Anlehnung an Stuart Hall davon aus, dass im Zuge historischer Prozesse kollektive soziale Identitäten konstruiert werden (vgl. Hall 1994:69). Die Auseinandersetzung mit diesen kollektiven Erfahrungen halten wir deshalb für notwendig, weil sie die Grundlage für identitätspolitische Widerstandsbewegungen sind und mit deren Vernachlässigung ungewollt eine individualisierende Separierung von Subjekten begünstigt wird, durch die Herrschaftsverhältnisse produziert und perpetuiert werden.

In der Seminarpraxis stellt sich uns immer wieder die Frage, wie wir diese Kollektiverfahrungen mehr berücksichtigen können, ohne die jeweiligen Differenzen und Widersprüche zwischen und innerhalb dieser Identitäten außer Acht zu lassen. Denn es kann historisch-situativ sinnvoll sein, bestimmte Gruppendifinitionen zu nutzen, um der Diskriminierung der eigenen Gruppe entgegenwirken zu können. Damit geraten wir wieder in das Spannungsfeld zwischen dem Anspruch einerseits, Menschen als



Abb. 7) Thomas Reinhold

ein Spannungsverhältnis zwischen der Anerkennung der jeweiligen individuellen Diskriminierungserfahrung auf der einen und deren Einordnung in gesamtgesellschaftliche Machtverhältnisse auf der anderen Seite.

In diesem Zusammenhang ist es unabdingbar, die Bedeutung der historischen Herausbildung von Diskriminierungsformen und ihrer ideologisch-diskursiven und institutionellen Verfestigung in

der Gesellschaft herauszustellen. Es gilt aufzuzeigen, dass sich gesellschaftliche Machtverhältnisse zwar in spezifischen Situationen umkehren und somit auch Angehörige gesamtgesellschaftlich benachteiligter Gruppen diskriminieren können, dass sich diese Situationen aber nie losgelöst von dem gesamtgesellschaftlichen Unterdrückungsverhältnis betrachten lässt. So müssen beispielsweise Diskriminierungen entlang rassistischer Kategorien von Seiten der gesamtgesellschaftlich diskriminierten Gruppen oder Personen in einzelnen Situationen vor dem Hintergrund der fortwährenden Erfahrung von strukturellem und zwischenmenschlichem Rassismus betrachtet werden.

einzelne Subjekte wahr zu nehmen und die damit einhergehende Tendenz, an politischer, widerständiger Handlungsmacht zu verlieren. Auf der anderen Seite gilt es, Gruppendifinitionen zur Durchsetzung von Rechten, Forderungen usw. zu nutzen, dabei jedoch gleichzeitig Gefahr zu laufen, Gruppenkonstruktionen zu verstärken.

Eine diesbezügliche theoretische Auseinandersetzung und Weiterentwicklung des Anti-Bias-Ansatzes in Deutschland¹² steht bislang aus¹³.

3.3 ... bezieht alle Ebenen von Diskriminierung ein

Um der Komplexität der Realität gerecht zu werden, bezieht der Anti-Bias-Ansatz sowohl subjektive Einstellungen und individuelle Verhaltensweisen als auch gesellschaftliche und globale Strukturen sowie deren Verstrickungen untereinander in die Analyse von Diskriminierung und Diskriminierungsmechanismen mit ein. Dabei wird zwischen drei Ebenen unterschieden, auf denen Diskriminierung – zumeist auch gleichzeitig – stattfindet.¹⁴

Zwischenmenschliche Ebene

Bezieht sich auf das direkte Verhalten gegenüber Menschen und Gruppen, die hinsichtlich eines bestimmten Aspektes oder Merkmals vom je eigenen Standpunkt aus als anders konstruiert werden, beeinflusst durch die eigene Bewertung dieser Differenzierung. Diese Ebene umfasst den Bereich der direkten Diskriminierungspraxen gegenüber anderen Menschen oder Gruppen im Rahmen von zwischenmenschlichen Interaktions- und Kommunikationsprozessen, in denen individuelle situative Handlungsmacht und Macht durch gesellschaftliche Positionierung bewusst oder nicht bewusst

eingesetzt bzw. ausgespielt wird.

Institutionelle Ebene

Bezieht sich auf etablierte Rechte, Traditionen, Gewohnheiten und Verfahren, durch die bestimmte Gruppen und Menschen hinsichtlich eines bestimmten Aspektes oder Merkmals als anders konstruiert und systematisch benachteiligt werden. Diese Ebene fasst jegliche Gesetze und Strukturen, die durch eine soziale, politische und ökonomische Macht gekennzeichnet sind. Diese Strukturen lassen sich nicht oder nur bedingt auf einzelne Personen zurückführen, da die institutionellen Funktionen relativ stabil gegenüber personellen Veränderungen bleiben. Trotzdem aber tragen die Profiteure und Profiteurinnen sowie die Mitspielerinnen und Mitspieler kontinuierlich, bewusst oder nicht bewusst, zur Reproduktion der Ungleichheitsstrukturen bei.

Ideologisch-diskursive Ebene

Bezieht sich auf das, was von den dominierenden Kulturen und Ideologien als richtig, gut und schön angesehen wird und als Maßstab zur Bewertung, Beurteilung und Benachteiligung gegenüber Menschen oder Gruppen angewandt wird, die hinsichtlich eines bestimmten Merkmals oder Aspektes als anders konstruiert werden können. Diese Ebene umfasst jegliche ungeschriebene Gesetze, Normen, Werte, Ideale sowie Diskurse, die in einem bestimmten Kontext wirksam sind, von der dominierenden Mehrheit als selbstverständlich anerkannt und bewusst oder nicht bewusst reproduziert werden. Die ideologisch-diskursive Diskriminierung vollzieht sich auf der Basis ideologischer Macht.

Diese Ebenendifferenzierung ist in der

Anti-Bias-Arbeit nicht nur bedeutsam, um die Komplexität von Diskriminierung zu verstehen, sondern auch, um konkrete Ansatzmöglichkeiten gegen Diskriminierungen auf allen drei Ebenen im persönlichen Umfeld, in Organisationen und Strukturen sowie in den gesellschaftlich vorherrschenden Diskursen und Deutungsangeboten identifizieren zu können.

Entwicklung von Handlungsmöglichkeiten auf den verschiedenen Ebenen

In Anti-Bias-Seminaren werden zwar alle drei Ebenen thematisiert und mit Beispielen von den Teilnehmenden fassbar gemacht. Möglichkeiten der Entwicklung von Strategien gegen Diskriminierung werden von den Teilnehmenden jedoch hauptsächlich auf der zwischenmenschlichen Ebene gesehen. Dies liegt daran, dass sich für diese Ebene relativ leicht konkrete Ansatzpunkte finden lassen, während die institutionelle und die diskursiv-ideologische Ebene sehr viel weniger greifbar sind und auch für Veränderungen auf diesen Ebenen letztendlich Handlungsansätze im zwischenmenschlichen Bereich formuliert werden. Darüber hinaus lässt sich aber auch ein Mangel an Methoden innerhalb des Anti-Bias-Ansatzes konstatieren, mit Hilfe derer die Teilnehmenden gezielt an strukturelle Veränderungen herangeführt werden. In diesem Bereich besteht ein dezidierter Entwicklungsbedarf.

3.4 ... zielt auf vorurteilsbewusstes und diskriminierungsfreies Handeln

Grundlegend wird in der Anti-Bias-Arbeit davon ausgegangen, dass alle Menschen Vorurteile haben, die bestimmte subjektive und gesellschaftliche Funktionen erfüllen. Vorurteile werden zum einen benötigt, um in der Welt durch Kom-



Abb. 8) Thomas Reinhold

plexitätsreduktion orientierungs- und handlungsfähig zu sein. Zum anderen dienen sie der Herstellung einer klaren Zugehörigkeit (durch die Abgrenzung von ‚Anderen‘), dem Erhalt eines positiven Selbstbildes (durch die Abwertung ‚Anderer‘) sowie der Legitimation von Herrschaft und Unterdrückung (Teilhabe an der Macht auf Kosten ‚Anderer‘) (Biechele/Leiprecht 1997:51). In der Anti-Bias-Arbeit gehen wir davon aus, dass es nicht möglich ist, vorurteilsfrei zu werden. Stattdessen geht es uns darum, Vorurteile hinsichtlich ihrer Wirkungsweisen und Funktionen zu analysieren, um sie wahrnehmen, reflektieren und konfrontieren zu können. Ziel ist es, zu einem vorurteilsbewussten Miteinander in der Gesellschaft zu gelangen.

Handlungsmöglichkeiten trotz gesellschaftlichen Behinderungen

Die Reflexion eigener Vorurteile sowie der bewusste Umgang mit diesen stellt in der Anti-Bias-Arbeit eine wichtige Voraussetzung für ein nicht-diskriminierendes Handeln dar. Von großer Bedeutung ist allerdings, dass die Aus-

einandersetzung mit Diskriminierung nicht auf die Reflexion von Vorurteilen beschränkt bleibt und auf diese Weise Diskriminierung auf eine individuelle Ebene reduziert wird.¹⁵ Vielmehr ist es darüber hinaus entscheidend, auch gemeinsam geteilte, in der Gesellschaft vorherrschende Bilder und Stereotype zu analysieren. Auf diese Weise kann die je subjektive Einbindung in gesellschaftliche Machtverhältnisse thematisiert werden. Wichtig in diesem Zusammenhang ist es, die eigenen Handlungsspielräume trotz der Verstrickung in gesellschaftliche Ungleichheitsverhältnisse nicht zu negieren. Anhand des Begriffes des ‚subjektiven Möglichkeitsraumes‘ von Klaus Holzkamp können sowohl die je individuelle, aus eigenen Erfahrungen und Bedingungen resultierende Handlungsfähigkeit, als auch die unterschiedlich begrenzten gesellschaftlichen Handlungsmöglichkeiten berücksichtigt werden. Dabei ist insbesondere die Verschränkung und Reziprozität von gesellschaftlichen Handlungsmöglichkeiten und subjektiven Handlungsfähigkeiten bedeutsam (Holzkamp 1983:368ff). Es wird davon ausgegangen, dass alle Menschen auch bei noch so begrenzten subjektiven Möglichkeitsräumen dennoch über eine gewisse Freiheit in ihren Entscheidungen verfügen und demnach eine Alternative zum Rückgriff auf stereotypisierende Bilder und zu diskriminierendem Handeln besteht.

(Re-)Produktion stereotypisierender Bilder

Die Thematisierung von Vorurteilen im Seminar impliziert die Gefahr, vorherrschende Bilder und stereotype Annahmen zu reproduzieren und festzuschreiben. Zwar werden in der Anti-Bias-Arbeit Vorurteile und Bilder über einzelne

Gruppen nicht explizit zusammengetragen, aber dennoch geht mit der von uns angeregten Reflexion eigener Bilder einher, dass diese in der Gruppe formuliert werden. Wir halten es nicht für sinnvoll, dieser eigentlich gewollten Auseinandersetzung mit einer Widerlegung oder Relativierung einzelner Vorurteile und Bilder zu begegnen, da wir die Auseinandersetzung mit Vorurteilen nicht auf eine Diskussion über vermeintlich richtige oder falsche Vorurteile reduzieren, sondern vielmehr die Mechanismen und Funktionen ins Zentrum der Aufmerksamkeit stellen wollen. Wir sehen uns vor der Herausforderung, über den Weg einer solch generellen Analyse auch das Infragestellen konkret formulierter Bilder anzuregen.

3.5 ... ist ein lebenslanger Prozess hin zu einer diskriminierungsfreien Gesellschaft

Der Anti-Bias-Ansatz fordert zur Transformation globaler und gesellschaftlicher Ungleichheitsverhältnisse auf und zielt auf eine diskriminierungsfreie Gesellschaft, die in einem lebenslangen, nicht abzuschließenden Veränderungsprozess angestrebt wird.

Wenn die Anti-Bias-Grundgedanken in die eigenen Denk- und Handlungsschemata integriert werden, besteht die Chance, sich einerseits selbst nicht-diskriminierend zu verhalten und andererseits auf Diskriminierungen im eigenen Umfeld verantwortungsvoll zu reagieren. Auf diese Weise wird ein Beitrag geleistet, strukturelle Machtverhältnisse zu durchbrechen und eine diskriminierungsfreie Gesellschaft zu ermöglichen. Diese normative Orientierung des Anti-Bias-Ansatzes basiert auf der Annahme, „dass es für jeden einzelnen nötig ist, sich einzumischen und die individuellen

Verhaltensweisen und institutionellen Mechanismen zu bekämpfen, die Unterdrückung aufrecht erhalten“ (Derman-Sparks 2001:1; zitiert nach Wagner 2001:23).

Lebenslanger Prozess und kurzzeitiger Seminarrahmen

Wir können in einem einführenden Seminar in Bezug auf die Utopie einer diskriminierungsfreien Gesellschaft lediglich einen Anstoß dazu geben, sich weiterhin mit der eigenen Haltung im Sinne eines diskriminierungsfreien Verhaltens auseinanderzusetzen. Inwiefern daraus tatsächlich ein lebenslanger Prozess wird, lässt sich nur schwer nachverfolgen, da sich eine kontinuierliche Unterstützung der Teilnehmenden untereinander oder Begleitung seitens der Seminarleitung organisatorisch nur schwer realisieren lässt. Daher sehen wir uns immer wieder an die Grenzen einer solchen ‚Kurzzeitpädagogik‘ stoßen.

Gutmenschen-Hierarchie und Anti-Bias-Haltung

In der Seminararbeit besteht zudem die Schwierigkeit, die dargestellte Utopie des Ansatzes sowie damit verbundene Ansatzpunkte aufzuzeigen, ohne dass wir in der Rolle der Seminarleitung als ‚Gutmenschen‘ angesehen werden oder eine Hierarchie hinsichtlich der Position im Anti-Bias-Prozess wahrgenommen wird. In diesem Zusammenhang ist es uns wichtig, unseren eigenen Prozess zu verdeutlichen und transparent zu sein, dass dieser Anti-Bias-Prozess nicht immer geradlinig verläuft. Denn auch für uns persönlich sowie für unseren Arbeitszusammenhang stellt die Verständigung auf eine Anti-Bias-Haltung und deren Umsetzung im beruflichen wie privaten Alltag die größte Herausforderung dar.

Die Inhalte, die wir vermitteln, möchten wir auch für uns selbst und in der Anti-Bias-Werkstatt umsetzen – einerseits im Rahmen unserer internen Zusammenarbeit, andererseits aber auch nach außen in unserem Auftreten bei Vorträgen und Seminaren und mit unseren Kooperationspartnern und -partnerinnen. Wir achten die Übereinstimmung von Inhalt und Form als entscheidende Voraussetzung, um eine überzeugende Anti-Bias-Arbeit leisten zu können.¹⁶

Neben der beständigen Selbstreflexion – durch Fragen, Meinungen und Perspektiven von Teilnehmenden immer wieder neu angeregt – sind wir kontinuierlich mit Machtunterschieden innerhalb der Werkstatt konfrontiert. Wir erleben sehr deutlich, wie sehr die gesellschaftlichen Machtverhältnisse von uns verinnerlicht werden. Auch wenn wir diese Auseinandersetzung für unerlässlich erachten, spüren wir wie die unaufhörliche Fokussierung von Macht Kommunikationsprozesse innerhalb unseres Arbeitszusammenhanges auch lähmen kann. Wir stehen vor der Herausforderung, durch die Reflexion und Thematisierung von Machtverhältnissen unsere Handlungsfähigkeit nicht zu behindern, sondern zu stärken.

Hierbei kann insbesondere hilfreich sein, nicht primär moralisierend und fehlervermeidend an bestimmte Fragestellungen heranzutreten, sondern zu versuchen, gesellschaftsanalytisch die Effekte bestimmter Handlungen Einzelner und ganzer Gruppen zu analysieren und Konzepte und Strategien zu entwickeln, wie Machtverhältnisse tendenziell abgebaut werden.

4.Fazit

Die Anti-Bias-Arbeit befindet sich in Deutschland noch in einer Anfangsphase. Die Erfahrungen mit der Umsetzung des Anti-Bias-Ansatzes in der politischen Bildungsarbeit zeigen jedoch, dass eine

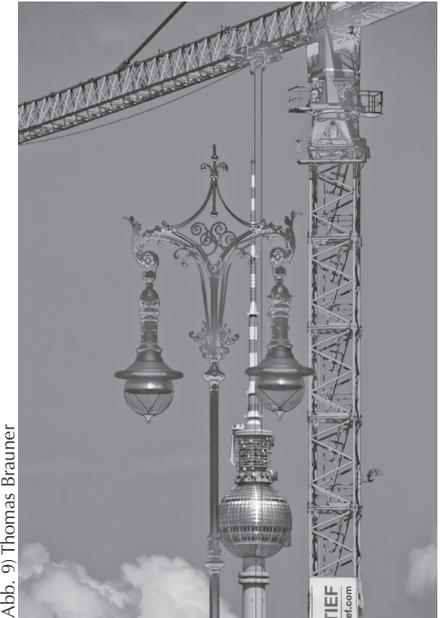


Abb. 9) Thomas Brauner

kontextspezifische Weiterentwicklung und Adaption bereichernd und zukünftig notwendig ist. In der Seminararbeit mit dem Anti-Bias-Ansatz ergeben sich verschiedene Herausforderungen: Während die Teilnehmerinnen und Teilnehmer insbesondere in der nicht-direktiven Semingestaltung durch den Anspruch einer selbstreflexiven Auseinandersetzung mit Diskriminierung in Form affektiven Lernens gefordert sind, ist die Seminarleitung mit der Aufgabe konfrontiert, diverse Spannungsverhältnisse in Bezug auf theoretische Zugänge, erfahrungsorientierte Schwerpunkte, methodische Rahmengestaltung etc. (aus) zu halten. Im Spektrum antirassistischer Bildungsarbeit zeichnet sich der Anti-Bias-Ansatz durch die klare politische Positionierung – gegen Diskriminierung – sowie durch

20 seine Mehrdimensionalität¹⁷ aus: Individuelle Zugehörigkeiten werden als ein Geflecht von Differenzlinien, Überschneidungen und Wechselbeziehungen, aber auch von Uneindeutigkeiten, Widersprüchen und Brüchen verstanden (vgl. Rosenstreich 2006). Dieser horizontale Ansatz, also die Thematisierung von Diskriminierung entlang vielfältiger, subjektiv und gesellschaftlich relevanter Differenzlinien, birgt die Chance, die Differenzen zunächst ohne Hierarchisierung gemeinsam zu betrachten und die vielfäl-

tigen gesellschaftlichen Positionierungen und Möglichkeitsräume in den Blick zu nehmen. Auf diese Weise ist es möglich, die Interdependenz verschiedener Diskriminierungsformen zu berücksichtigen, was wir in der Auseinandersetzung mit Diskriminierung als entscheidend erachten.¹⁸ In der antirassistischen Bildungsarbeit eröffnet dieser breite Fokus die Möglichkeit, die je eigene Betroffenheit deutlich zu machen, ohne Täter/Täterinnen-Opfer-Strukturen festzuschreiben. Stattdessen wird versucht, zu

einem Verständnis für den Herstellungs- bzw. Konstruktionsprozess der eigenen Identitäten sowie für deren Vielfältigkeit und Widersprüchlichkeit zu gelangen und die eigenen Zugehörigkeiten immer wieder auf ihre Positionierungen im Kontext gesellschaftlicher Herrschaftsverhältnisse hin zu analysieren. Es ist in diesem Zusammenhang bedeutend, neben der Verstrickung in auch die eigene Beteiligung an der Aufrechterhaltung der Herrschaftsverhältnisse zu fokussieren, indem eigenes diskriminierendes Verhalten auf seine Funktionen hin untersucht wird.

Die Thematisierung von gesellschaftlichen Begrenzungen sowie von individuellen Möglichkeitsräumen ermöglicht es, die Eigenbewegung der Individuen im Prozess der Identitätskonstruktion herauszuarbeiten und auf diese Weise einem naturalisierenden und festschreibenden Identitätsverständnis entgegen zu wirken. Der Anti-Bias-Ansatz zeichnet sich dadurch aus, dass er neben solchen dekonstruktivistischen Ansätzen auch zu einer Solidarisierung für einen gemeinsamen Widerstand aufruft, für den es wiederum notwendig erscheint, sich zeitweise auf gemeinsam geteilte Identitäten/Identitätszuschreibungen und damit einhergehende Erfahrungen zu beziehen. Damit beinhaltet der Anti-Bias-Ansatz im Kern eben die Widersprüchlichkeit, die es in der Durchführung von Seminaren auch auszuhalten gilt: nicht ‚entweder ... oder‘ – sondern ‚sowohl ... als auch‘!



Abb. 10) José Antonio Salinas. Berlin auf dem Kopf

Bettina Schmidt

Dipl. Interkulturelle Pädagogin, Lehrbeauftragte an der Universität Oldenburg und der FU Berlin, freie Mitarbeiterin der HVHS Frille, theoretischer und praktischer Schwerpunkt in der Anti-Bias-Arbeit, antirassistische und geschlechtersensible Bildungsarbeit.

Katharina Dietrich

Dipl. Interkulturelle Pädagogin, Lehrbeauftragte an der Universität Oldenburg und der FU Berlin, Mitarbeiterin bei MitOst e.V. (Verein für Sprach- und Kulturaustausch in Mittel-, Ost- und Südosteuropa) im Bereich internationaler Jugendprojekte, freie Mitarbeiterin der HVHS Frille, antirassistische und geschlechtersensible Bildungsarbeit, „...für demokratie courage zeigen!“-Teamerin und Anti-Bias-Multiplikatorin.

Shantala Herdel

Studentin der Interkulturellen Pädagogik, Mitarbeiterin im Nord-Süd-Projekt der Universität Oldenburg, Teamerin für Anti-Bias- und „...für demokratie courage zeigen!“-Szenische Spielleiterin.

Fußnoten

1 Dieser Artikel erscheint in ähnlicher Form unter dem Titel „Anti-Bias-Arbeit in Theorie und Praxis - Kritische Betrachtung eines Anti-Diskriminierungsansatzes“ in: Scharathow, Wiebke & Leiprecht, Rudolf (2008). *Rassismuskritik. Band II: Rassismuskritische Bildungsarbeit.* Schwalbach/Ts.: Wochenschau Verlag.

2 Bislang gibt es keine von verschiedenen Akteuren und Akteurinnen gemeinsam definierten Standards, Spezifika, Stärken und Schwächen der Anti-Bias-Arbeit. Allerdings wird im Rahmen verschiedener Vernetzungstreffen an der Entwicklung gemeinsamer Qualitätskriterien gearbeitet.

3 Wird der Begriff Bias hingegen aus dem Altgriechischen übersetzt, dann kommt ‚Bias‘ von BIA, übersetzt mit ‚Gewalt‘. ‚Bias‘ ist der Genitiv Singular, den die Präposition ‚Anti‘ fordert, die mit ‚anstelle von‘ übersetzt wird. ‚Anti-Bias‘ wäre also als ‚anstelle von Gewalt‘ zu übersetzen (vgl. Schmidt/Trisch/Winkelmann 2005:18).

4 Kritik am Begriff ‚bias‘ bezieht sich auf die Assoziation und Übersetzung von ‚bias‘ als ‚Einstellung‘, ‚Haltung‘ oder ‚Voreingenommenheit‘, mit der eine Reduktion von Unterdrückung und Diskriminierung auf die persönliche Ebene der Haltungen und Einstellungen einhergeht. Im Deutschen vermag nur die Übersetzung mit ‚Schieflage‘ gesellschaftliche bzw. globale Ungleichverteilungen zu fassen. Südafrikanische Anti-Bias-Trainer und -Trainerinnen weisen darauf hin, dass Derman-Sparks selbst aufgrund dieser begrifflichen Grenzen auch von ‚anti-oppression‘ spricht (vgl. ELRU 1997:4).

5 Zur Kritik an den genannten Ansätzen vgl. Derman-Sparks 1989/1991:4ff.

6 Der Anspruch heterogener Zusammensetzungen der Teilnehmenden bezieht sich auf das Ziel, Menschen mit unterschiedlichen Positionierungen innerhalb gesellschaftlicher Machtverhältnisse zusammenzubringen und einen Austausch über mit diesen Positionierungen verbundenen Erfahrungen zu ermöglichen. In unseren Seminaren – im Kreise von Weißen Deutschen Akademikern und Akademikerinnen – ist hingegen das Bedürfnis nach einem theoretischen Zugang und Theoriediskussionen wesentlich dominierender. Es ist in diesen ‚homogenen‘ Gruppen schwierig, die Chance der erfahrungsorientierten Auseinandersetzung – als Raum für Begegnung, Empathie und Solidarisierung – deutlich zu machen und auch die ausschließende und Distanz schaffende bzw. wahrende Wirkung von Theoriediskussionen zu erkennen.

7 Wir schreiben ‚Weiß‘ und ‚Schwarz‘ kontinuierlich groß, um unsere Abgrenzung von essentialistischen und biologischen Festschreibungen deutlich zu machen. Stattdessen möchten wir das Augenmerk darauf lenken, dass es sich um soziale und politische Konstruktionen handelt, die auf soziale Positionierungen im Rahmen gesellschaftlicher Machtverhältnisse verweisen (vgl. Elverich/Kalpaka/Reindlmeier 2006:14).

8 Verschiedene Formen von Diskriminierung sind z.B. Rassismus, Sexismus, Klassismus, Antisemitismus, Heterosexismus, Diskriminierung entlang von Merkmalen wie Sprache, Alter, Religion oder Bildung, etc..

9 In der Anti-Bias-Arbeit werden Diskriminierungsformen als soziale Konstruktionen bezeichnet, die im Sozialisationsprozess erlernt und verinnerlicht werden (vgl. Reddy 2002:36; ELRU 1997:17) und sich als sozial-politische Konstrukte auf das alltägliche Leben aller Menschen sowie auf die Strukturen, in denen sie sich bewegen, auswirken (vgl. Derman-Sparks/Brunson-Phillips 1997:12): „Soziale Konstruktionen greifen nachhaltig und wirksam in gesellschaftliche Prozesse und soziale Beziehungen ein, haben strukturelle, institutionelle, rechtliche und politische Folgen und können in Praxisformen und Lebensweisen zu scheinbar materiellen und selbstverständlich erscheinenden Gegebenheiten gerinnen“ (Leiprecht/Lutz 2005:223).

10 In Anlehnung an Early Learning Resource Unit 1997:96 ff.

11 Zum Begriff der Interdependenz vgl. Eggers 2007:243.

12 In Südafrika wird bereits stärker in dieser Hinsicht gearbeitet.

13 Eine solche Thematisierung sollte u.a. die Annahme von Maureen Maisha Eggers berücksichtigen, dass ebenso wie Unterwerfung sich erst durch Bezug-

22 nahme auf mehrere (symbolische) Ordnungsverhältnisse entfaltet, sich auch der kollektive Widerstand an diesen orientiert und in Form kritischer eigen-sinniger Handlungen als politische Praxis realisiert (vgl. Eggers 2007:243ff).

14 Ebenen von Diskriminierung vgl. Schmidt 2007: 59ff. Die Autorinnen und Autoren des südafrikanischen Handbuchs zum Anti-Bias-Ansatz von ELRU (Early Learning Ressource Unit 1997) unterscheiden nicht drei, sondern vier Ebenen von Diskriminierung. Sie differenzieren zusätzlich zwischen einer individuellen Ebene der Haltung, Einstellungen und Gefühle und einer interpersonellen Ebene des Verhaltens und der Handlungen. Von dieser zusätzlichen Differenzierung nehmen wir Abstand, da sie eine Gleichsetzung von Vorurteilen und individueller Diskriminierung nahe legt.

15 Der Begriff Vorurteil birgt die Gefahr, strukturelle und institutionelle Prozesse zu „psychologischen Eigenschaften“ zu erklären (Cohen 1994:22; zit. nach Leiprecht 2003:29) und als Probleme einer „abweichenden Minderheit“ darzustellen, die es durch die Arbeit an den ‚falschen Einstellungen‘ zu verändern gilt (Cohen 1990:133; zit. nach Leiprecht 2003:30). Deshalb ist es uns besonders wichtig neben den subjektiven auch die gesellschaftlichen Funktionen von Vorurteilen deutlich zu machen.

16 Das Verständnis des Anti-Bias-Ansatzes wird auch bei der Seminarleitung an das eigene Menschen- und Weltbild angepasst. Die je eigenen Interpretationen der Anti-Bias-Grundannahmen können zu unterschiedlichen Umsetzungsformen in Anti-Bias-Seminaren führen.

17 Mit ‚Mehrdimensionalität‘ bezeichnen wir die Einbeziehung jeglicher Differenzlinien und ihrer Verschränkungen in die theoretische und erfahrungsorientierte Analyse von Macht- und Un-

terdrückungsverhältnissen auf der zwischenmenschlichen, institutionellen und ideologisch-diskursiven Ebene (vgl. Rosenstreich 2006:203f).

18 Wir unterstellen hiermit explizit antirassistischen Ansätzen keinesfalls eine Vernachlässigung des durch vielfältige Differenzlinien beeinflussten gesellschaftlichen Kontextes, sondern schätzen vielmehr diese Möglichkeit, Rassismus als spezifische Diskriminierung vertieft zu thematisieren

Literatur zu Anti-Bias

- Biechele, Markus & Leiprecht, Rudolf (Red.). 1997. Interkulturelles Lernen durch Erlebte Landeskunde. Ein Handbuch für Fortbildungsseminare mit Deutschlehrern aus mehreren Ländern. München: Goethe-Institut.
- Derman-Sparks, Louise and the A.B.C. Task Force. 1989/1991. Anti-Bias-Curriculum. Tools for empowering young children. Washington: National Association for the Education of You.
- Derman-Sparks, Louise & Brunson-Phillips, Carol. 1997. Teaching/Learning anti-racism. A developmental approach. New York: Teachers College Columbia University.
- Derman-Sparks, Louise. 2001. Anti-Bias-Arbeit mit kleinen Kindern in den USA. Vortrag bei der Fachtagung „Kleine Kinder – keine Vorurteile?“ des Projektes Kinderwelten 03/01. Berlin.
- Early Learning Ressource Unit. 1997. Shifting paradigms. Kapstadt/Lansdowne.
- Eggers, Maisha. 2007. Kritische Überschreitungen: die Kollektivierung von (interdependentem) Eigen-Sinn als identitätspolitische Herausforderung. In: Kein Nghi Ha/Nicola Lauré al-Samarai/Sheila Mysorekar (Hrsg.): re/visionen. Postkoloniale Perspektiven von People of color auf Rassismus, Kulturpolitik und Widerstand in Deutschland. Münster: Unrast. S. 243-257.
- Elverich, Gabi/Kalpaka, Annita/Reindlmeier, Karin (Hrsg.). 2006. Spurensicherung – Reflexion von Bildungsarbeit in der Einwanderungsgesellschaft. Frankfurt: IKO.
- Hall, Stuart. 1994. Alte und neue Identitäten, alte und neue Ethnizitäten. In: ders.: Rassismus und kulturelle Identität. Ausgewählte Schriften 2. Hamburg. S. 66-88.
- Holzkamp, Klaus. 1983. Grundlegung der Psychologie. Frankfurt/New York: Campus-Verlag.
- Leiprecht, Rudolf. 2003. Antirassistische Ansätze in (sozial-) pädagogischen Arbeitsfeldern: Fallstricke, Möglichkeiten und Herausforderungen. In: Wolfram Stender/Georg Rohde/Thomas Weber (Hrsg.): Interkulturelle und antirassistische Bildungsarbeit. Projekterfahrungen und theoretische Beiträge. Frankfurt/Main: Brandes & Apsel. S. 21-38.
- Leiprecht, Rudolf & Lutz, Helma. 2005. Intersektionalität im Klassenzimmer: Ethnizität, Klasse, Geschlecht. In: Rudolf Leiprecht & Anne Kerber (Hrsg.): Schule in der Einwanderungsgesellschaft. Ein Handbuch. Schwalbach/Ts.: Wochenschau Verlag. S. 218-234.
- Reddy, Prasad. 2002. Vorurteile verlernen. Antworten auf die Frage: Was ist Anti-Bias? In: INKOTA-netzwerk e.V. (Hrsg.): Vom Süden lernen. Erfahrungen mit einem Antidiskriminierungsprojekt und Anti-Bias-Arbeit. Berlin. S. 33-38.
- Rosenstreich, Gabriele. 2006. Von Zugehörigkeiten, Zwischenräumen und Macht: Empowerment und Powersharing in interkulturellen und Diversity Workshops. In: Gabi Elverich/Annita Kalpaka/Karin Reindlmeier (Hrsg.): Spurensicherung – Reflexion von Bildungsarbeit in der Einwanderungsgesellschaft. Frankfurt: IKO. S. 195-231.
- Schmidt, Bettina. 2007. Den Anti-Bias-Ansatz zur Diskussion stellen – Beitrag zur Klärung theoretischer Grundlagen in der Anti-Bias-Arbeit. Bislang unveröffentlichte Diplomarbeit. Oldenburg.
- Schmidt, Bettina / Trisch, Oliver / Winkelmann, Anne. 2005. Das Konzept Anti-Bias-Training. In: Sufian Weise (Hrsg.): Maßnahmen zur Gewaltprävention im interkulturellen Kontext. Reader zur Fachtagung im Rahmen des Projektes „Mobile interkulturelle Bildungs- und Aufklärungsangebote“. Berlin.
- Wagner, Petra. 2001. Kleine Kinder – keine Vorurteile? Vorurteilsbewusste Pädagogik in Kindertageseinrichtungen. In: Diskurs, Heft 2. S. 22-27.
- Wollrad, Eske. 2005. Weißsein im Widerspruch. Feministische Perspektiven auf Rassismus, Kultur und Religion. Königstein: Ulrike Helmer Verlag.

Vorurteile und (Selbst-)wahrnehmung

Hanna Göhler

Der Kopf ist rund, damit das Denken die Richtung ändern kann.

Zunehmende Medialisierung und Globalisierung lassen uns und die Anderen ständig in neuem Licht erscheinen. Kommunikation zwischen Menschen beeinflusst das Wissen über diese Anderen und wird – umgekehrt – von diesem Wissen beeinflusst. Kommunizieren kann bedeuten: Informationsaustausch, auch Wissens-Transfer. Die Erfahrung der Verfügbarkeit von Wissen an nahezu jedem beliebigen Ort der Welt zu fast jeder Zeit drückt sich im allmählichen Wandel des Informationsflusses aus. Obgleich das Wissen über die Welt und die Anderen sich anhäuft, entspricht es manchmal eher eigenen Befangenheiten als der Wahrheit: ob es der Nachbar, die Kommilitonin, der Zeitungsverkäufer oder die Ausländerin ist, mit denen wir kommunizieren – unsere Perspektiven auf den Anderen sind oft voreingenommen. Wir erlauben uns ein Urteil über sie oder ihn; nicht selten ist es ein Vorurteil. Unser mutmaßliches Wissen entpuppt sich als voreingenommenes Unwissen. Welche Bilder von der Welt und den darin lebenden Menschen entstehen dadurch, welche Weltenbilder haben wir?

Im Folgenden geht es um jene Vorstellungen und vorurteilsbehafteten Denkmuster, mit denen wir uns die Welt anzueignen und verständlich zu machen

versuchen. Wichtig ist hierbei die Frage nach der Bedeutung dieser Weltenbilder, die Individuen in sich tragen. Drücken sie Machtverhältnisse aus, die vielleicht revidiert werden sollten? Anhand welcher Methoden können wir unsere Weltenbilder und Perspektiven auf die eigenen und fremden Welten hinterfragen und neu denken?

Hinsichtlich der Frage, wie Selbstreflexionsprozesse mit Hilfe des Anti-Bias-Ansatzes¹ gestaltet werden können, sollen hier einige Aspekte der im Rahmen des Workshops „Weltenbilder – An- und Aussichten zu vergeben!“ entstandenen Diskussionen aufgegriffen werden.

Anti-Bias zeigt auf, dass Vorurteile gesellschaftlich verankert sind. Das bedeutet, dass sie nicht als individuelle Fehlurteile angesehen werden. Dennoch dienen Vorurteile als Rechtfertigung dafür, den individuellen Platz in der Gesellschaft nicht hinterfragen zu müssen. Die Auseinandersetzung mit dem Gegenüber, dem potentiell Fremden, bedeutet zugleich auch die Auseinandersetzung mit dem Selbst – wer bin ich im Verhältnis zum Anderen? Vor einer solchen Konfrontation mit sich selbst scheuen viele Menschen. In diesem Artikel gehe ich davon aus, dass es einerseits gerade im Kontext eines Studiums der Afrikanistik, der Ethnologie oder verwandter Disziplinen, die individuelle Vergegenwärtigung von Stereotypen und Vorurteilen

sowie die Auseinandersetzung mit Machtstrukturen besonders wichtig sind. Andererseits soll aufgezeigt werden, dass jeder Mensch Vorurteile hat und zum Teil in diskriminierende Strukturen eingebunden ist oder solche reproduziert, ohne es zu merken. Diese Situation zu erkennen, heißt, sich und andere ‚neu‘ wahrzunehmen.

Einer der reichhaltigsten und innovativsten Ansätze antidiskriminierender Bildungsarbeit ist der Anti-Bias-Ansatz, dessen Arbeit sich gegen jede Form von Diskriminierung richtet. Anti-Bias zielt darauf ab, eine durch Voreingenommenheit und Einseitigkeit entstandene Schiefelage ins Gleichgewicht zu bringen und Diskriminierungen abzubauen. Die Entwicklung von Vorurteilen und diskriminierenden Strukturen geht in der Regel mit einer Aufwertung der Eigengruppe und einer Abwertung der Fremdgruppe einher. Was einem möglicherweise als gewöhnlich und normal vorkommt – die Kleidungs Vorschrift am Diskoegang, der Mitgliedsbeitrag im Tennisclub oder die Studiengebühr öffentlicher Lehrestalten – basiert häufig auf Formen von Diskriminierung. Bestimmte Bevölkerungsgruppen werden von vorneherein von der Partizipation ausgeschlossen, Zugehörigkeiten festgesetzt. In Alltäglichem wie in Musiktexten („Meine Stadt, mein Bezirk, mein Viertel, meine Gegend, meine Strasse, mein Zuhause, mein Block²“), („Wenn ich groß bin, werde ich auch mal Spießer“³) werden die Deutungsmuster ‚Fremd‘ und ‚Eigen‘ ständig aktualisiert und angebliche Differenzen erhalten negativ aufgeladene Bedeutungsinhalte: das Vorurteil wird genährt.

Der Türke da (oder Araber?) ist bestimm-

Hauptschüler und sowieso kriminell.

Er geht nicht in den Golfclub, sondern klagt und schlägt.

Der Golfspieler ist reich und wählt CDU.

Was wahr ist: Der Türke ist Deutscher mit aserbaidschanischen Eltern und absolviert momentan seinen Zivildienst, während der Golfspieler sein ALG-II-Gehalt einlocht.

Ziele der Anti-Bias-Arbeit sind die intensive erfahrungsorientierte Auseinandersetzung mit Macht und Diskriminierung sowie das ‚Bewusst-Machen‘ von unterdrückenden und diskriminierenden Kommunikations- und Interaktionsformen. Vorurteile und Diskriminierung, so die Idee, sind in der Gesellschaft als Ideologien institutionalisiert und werden von Subjekten erlernt. „Dementsprechend können darauf basierende Verhaltensweisen wieder ‚verlernt‘ und institutionalisierte unterdrückende Ideologien aufgedeckt und hinterfragt werden.“³

In Bezug auf das Thema des Workshops „Kultur- und Wissenstransfer von Afrika nach Europa“ stellt sich erneut die Frage nach eigenen Weltbildern und die Frage danach, welche Vorurteile sich dahinter verbergen. Wie rechtfertigen wir die momentan einseitige Verbreitung von Kultur und Wissen von Europa in die Welt, zum Beispiel nach Afrika? Bei vollem Bewusstsein rechtfertigen wir diese Verbreitung etwa mit dem ‚grünen Daumen‘ für entwicklungspolitische Fragen oder mit angeblicher Kenntnis über ‚was-gut-ist‘. Wir rechtfertigen diese Verbreitung mit unserem eigenen ‚besseren Wissen‘, ohne zu erkennen, dass es sich um Arroganz und Vorurteile handelt. Um diese Machposition zu erhalten, werten wir unsere eigene Gruppe auf, stellen damit ein Ungleichgewicht her, das sich

bis in die Köpfe und Weltbilder der Individuen zieht. Diese Art überheblicher Ideologien haben Tradition – sowohl hierzulande als auch andernorts. Mit Hilfe des Anti-Bias-Ansatzes kann man sich des unausgeglichene Transfers bewusst werden. So wird für die Zukunft der Blick für beispielsweise afrikanisches (fremdes) Wissen und andere Kultur hierzulande geschärft – oder würde gar aufgedeckt, welche zahlreiche Gemeinsamkeiten erkennbar sind, zwischen uns, den Menschen?



Abb. 11) Frauke Wiegand

Wenngleich Anti-Bias diskriminierende Strukturen in sämtlichen Kontexten aufdecken möchte und sich daher nicht auf eine bestimmte Form von Diskriminierung begrenzt, soll anhand eines Beispiels aus dem deutschen Kontext eine Diskriminierungsart kurz angesprochen werden, und zwar mittels der Frage nach dem Zusammenhang zwischen rassistisch geprägten Stereotypen und deutscher Kolonialgeschichte. Eigenes und Fremdes, also auch Zugehörigkeit und entsprechend Nicht-Zugehörigkeit, werden häufig entlang ethnisch-natio-

nal Kategorien markiert. Weltbilder und die Reproduktion von Klischees und Vorurteilen haben häufig ihren Ursprung in der Kolonialzeit. Wie Mergner (2000) in seinem historischen Rückblick zusammenfasst, erfährt „die Mär von der Überlegenheit der weißen ‚Rasse‘ und Kultur, das absolute Recht der modernen Zivilisation, über das Lebensrecht anderer Völker, Kulturen und (...) Menschen zu urteilen, (...) im europäischen ‚Negerbild‘ ihren ersten und nachhaltigsten Ausdruck.“ In unseren Weltbildern sind Erfahrungen, Erlebnisse, Wissen und Nicht-Wissen und vieles mehr vereint. So möglicherweise auch historisch tradiertes ‚Wissen‘ wie das ‚Negerbild‘ des deutschen Kolonialismus: „Der ‚Neger‘ wurde so wahrgenommen, wie er gebraucht wurde, bzw. es wurde an ihm nur das wahrgenommen, was brauchbar erschien oder als unbrauchbar eingeschätzt wurde.“ Und auch das ‚Selbstbild‘ des deutschen Kolonialismus ist bis heute vorzufinden: „Man selbst hat die Verantwortung (‚Die Bürde des weißen Mannes‘), man ist erwachsen, beherrscht, ruhig, gerecht und streng“ (Mergner:2000).

Weltbilder stellen die Projektionen solcher gesellschaftlich manifestierten Vorurteile und Diskriminierungen dar und äußern sich dann ganz konkret und real im Handeln der Menschen.

In der U-Bahn hab ich meinen Sitz freigemacht für einen Mann.

Die Deutsche, die uns gegenüber saß, meint zu meiner Freundin:

„Woher kommen Sie?“ „Aus Eritrea“, antwortete ich.

„Ehrlich? Er auch?“ fragte die Frau.

„Ja. Der ist aber in Deutschland geboren“

„Das merkt man an seinem Verhalten“⁴

26 Weltenbilder, und seien sie noch so reflektiert, beinhalten Vorurteile und drücken die Machtstrukturen aus, in die Individuen zwangsläufig eingebunden sind, selbst wenn sie mit längst vergangenem Kolonialismus allem Anschein nach nichts mehr zu tun haben. Unser modernes Bild oder Ideal des vermeintlichen Transfers trägt. Das ‚absolute Recht‘, über andere zu urteilen, schließt in gewisser Weise Transfer von Wissen und Kultur aus. Transfer würde nämlich bedeuten, dieses ‚Recht‘ aufzugeben und dem/der Anderen sowohl Mitspracherechte als auch Selbstbestimmungsrechte einzugestehen. Erst langsam wird ein Informationsfluss, ein Kultur- und Wissenstransfer von Afrika nach Europa, erzeugt - nicht etwa, weil sich hier Strukturen, Bewusstsein oder Weltenbilder grundlegend verändert hätten („Wie die Wilden“, „Afrika! Afrika!“) und von Überlegenheitspositionen Abstand genommen worden wäre. Vor allem die Kraft von Menschen ehemals kolonisierter Gebiete und von vermeintlichen Afrikaner_innen, etwa Afro-Deutschen, macht uns diese Position und die ungleichen Machtverteilungen streitig.⁵ Indessen werden, um den Machterhalt ‚unserer‘ eigenen Gruppe zu sichern, immer wieder bestimmte Gruppen (die Anderen) aus gesellschaftlichen Prozessen ausgeschlossen. Zur Aufrecht-

erhaltung eigener Privilegien werden Vorurteile gegenüber dem/der Anderen reproduziert und hierarchische Gefüge bleiben erhalten.

Diese Ausländer nehmen uns alle Arbeitsplätze weg.

Selbst wenn wir als Individuen nicht in die Abwicklung von Schuldenerlassprogrammen auf globaler Ebene involviert sein mögen, gehören wir dennoch einer Gesellschaft an, deren Machtposition im internationalen Zusammenhang selten angezweifelt wird. Dieses Privileg muss nicht zwangsläufig negativ ausgenutzt werden. Indem wir uns unserer individuellen Privilegien (Ernährung, Gesundheit, Wissen, Bildung, Einkommen) innerhalb einer privilegierten Nation bewusst werden, können wir intensiver auf eine gerechtere Umverteilung der durch solche Privilegien entstandenen Erträge achten, sodass möglichst viele andere von diesen Privilegien profitieren - mit dem ideologischen Ziel, ‚Privilegien für alle‘ zu schaffen, also – umgekehrt formuliert – sie abzuschaffen.

Anhand der Methoden des Anti-Bias-Ansatzes können sich Individuen sowohl die eigenen Privilegien als auch Diskriminierungserfahrungen bewusst machen. Dabei kann ein und dasselbe Themenfeld beides bedienen.

Mit ‚Selbstreflexion‘ ist im Anti-Bias-Kontext vor allem gemeint, sich seiner eigenen Position innerhalb der Gesellschaft bewusst zu werden. Die Differenzierung der Begriffe ‚Handlung‘ und ‚Verhalten‘ trägt zum Verständnis des Ansatzes bei. Eine ‚Handlung‘ ist ein Akt menschlichen Tuns. ‚Handlung‘ wird hier als soziale Aktion verstanden, deren Vollzug oder Ergebnis bewusst gesteuert oder zumindest beeinflusst werden kann. Im Gegensatz dazu kann ‚Verhalten‘ als eine Reaktion auf Reize angesehen werden, was beispielsweise auch Körperbewegungen und Ausdruck mit einschließt. Im Anti-Bias-Ansatz sollen auf persönlicher, zwischenmenschlicher und gesellschaftlicher Ebene Mechanismen von Diskriminierung aufgespürt werden. Da sich im individuellen Handeln etliche davon widerspiegeln, kann diesen durch Selbstreflexion entgegengewirkt werden. Der Unterschied zu einem rein psychologischen Ansatz der Selbstreflexion ist, dass Selbstreflexion im Anti-Bias-Ansatz insbesondere das Reflektieren eigener sozialer Handlung bedeutet, und weniger das persönliche Verhalten in Bezug zum eigenen Gemüt und den inneren Bedürfnissen.

Ein Mädchen bin ich und studiere.

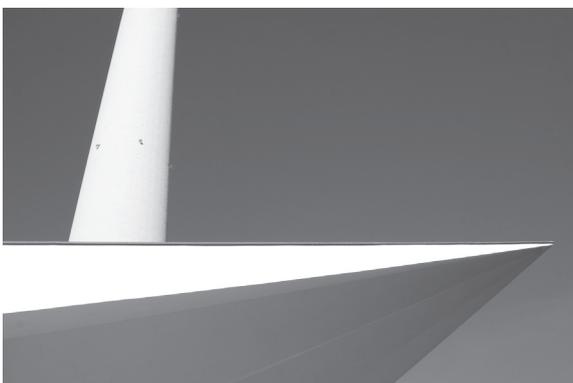
Abends arbeite ich in einer Kneipe.

Dort klatscht ein Mann seine Hand auf meinen Hintern, lacht, und bestellt ein Bier. Ist bestimmt ein Ausländer.

Während der Bewusstseinswerdung eigener Privilegien und Diskriminierungserfahrungen geht es zwar um die eigenen Gefühle; diese werden im Anti-Bias-Ansatz aber stets in gesellschaftlichen Zusammenhängen kontextualisiert, um die Schiefelage zu überwinden, in die Individuen eingebunden sind. So können Vor-

Ich bin gut ernährt, gesund, bin krankenversichert, bekomme Medikamente, wenn ich krank bin. Wäre ich privat versichert, würde ich bevorzugt behandelt.

Abb. 12) Lutz Schramm



urteile im eigenen Denken und Handeln sichtbar gemacht werden.

Die gesellschaftliche Komponente von Vorurteilen wird deutlich, wenn man sich vergegenwärtigt, dass diskriminierende Muster in sehr unterschiedlichen sozialen Konstellationen auftreten. Ein wichtiger Bestandteil der Anti-Bias-Arbeit ist, sich Situationen ins Bewusstsein zu rufen, in denen man selber diskriminiert wurde und andere, in denen man selber diskriminiert hat. So wird deutlich, dass es nicht nur um offizielle Minderheiten einer Gesellschaft („Ich habe keinen deutschen Pass“) geht, sondern auch um scheinbar alltägliche Situationen („Ich spreche drei Fremdsprachen“), aus denen sich Machtstrukturen und dadurch Vor- oder eben Nachteile für das Individuum ergeben können.

Vorurteile sind häufig historisch tradiert und werden in den Medien, in Schulbüchern und in der Alltagssprache reproduziert. Unabhängig von der (kolonialen) Geschichte eines Landes ist es für das Individuum von großer Bedeutung, die Wahrnehmung für bestehende Machtstrukturen im mikro- und makrosoziologischen Sinne zu schärfen, sich als Individuum selbst darin zu positionieren, um diese Strukturen, die zu Abhängigkeiten und Diskriminierungen geführt haben, zu überwinden. Indem man sich als Individuum den ungleichgewichtigen Realitäten seiner Umgebung aussetzt, handelt man bereits selbstreflexiv. Der Persönlichkeitsbezug entsteht durch das Hinterfragen seiner eigenen Stellung innerhalb des sozialen Gefüges, in dem man sich bewegt. Die Übertragung solcher Erkenntnisse auf das eigene Handeln ist wiederum ein nächster Schritt in Richtung der Verminderung von vorurteilsbehaftetem Denken. Aus Sicht der Anti-Bias-Arbeit ist damit

nicht unbedingt eine sofortige Veränderung eigener Handlungen, sondern ein lebenslanger Lern-Prozess gemeint.

Negativ-Bilder über andere Kulturen, Ethnien und Nationen (übertragbar auf andere Gruppen und Zugehörigkeitsphänomene) manifestieren sich sowohl auf der Ebene gesellschaftlicher als auch auf der Ebene subjektiver Bedeutungen. Zentral ist eine Veränderung der Selbstwahrnehmung und der Wahrnehmung der Anderen: bestehende individuelle Interpretations- und Reaktionsmuster müssen neu gedacht werden.

Kommunikations- und Interaktionsformen werden analysiert, zunächst die eigenen, aber auch die des Gegenübers. Damit ist das Schlagwort ‚Antidiskriminierung‘ kein gehaltloser Leitspruch, sondern im wahrsten Sinne des Wortes grundlegendstes Prinzip des Ansatzes: jeder Mensch kann (sich selbst neu) wahrnehmen, um Diskriminierungen vorzubeugen.

Nicht der/die oder das Fremde muss abgeschafft werden, sondern die Angst und die Vorurteile vor dem Fremden. „Was will diese Putzfrau? Sie war einmal eine erfolgreiche Geschäftsführerin, vor dem Krieg in ihrem Heimatland? Diese Putzfrau?“ Sich in den/die Andere_n – den/die möglicherweise Fremde_n, auch in eine Putzfrau, die nie erfolgreiche Geschäftsführerin war - hineinzusetzen, bedeutet, sich dessen Lebenswelten zu vergegenwärtigen und diese anzuerkennen. Es bedeutet die bewusste dynamische Gestaltung seiner eigenen Weltenbilder und bedeutet Respekt vor dem Anderen zu haben und zu zeigen. Die Voraussetzung für solches verantwortungsvolles Handeln liegt gerade in dem Bewusstsein darüber, dass wir sowohl fremden Einflüssen unterliegen, als auch selber fremden Einfluss darstellen, nämlich ,in

der Fremde‘. Die eigene Verantwortung beginnt sofort mit jeder Erkenntnis – und fordert von einem selbst ständig neue Erkenntnisse. Der erste Schritt zu jeder Erkenntnis liegt in jedem Menschen selbst.

Der Informationsfluss enthält auch weiterhin Wissen über den/die Andere_n. Kommunikation heißt nun, sich zu beobachten und wahrzunehmen, den Anderen zu beobachten und wahrzunehmen. Es bedeutet, seine Weltenbilder stets zu reflektieren, um damit ein Gleichgewicht zwischen Menschen herzustellen.

Hanna Göhler, M.A., geb. 1982 in Köln. Studium der Ethnologie, Soziologie und Erziehungswissenschaft in Berlin und Heidelberg. Ausbildung zur Anti-Bias-Multiplikatorin. Sie arbeitet in Köln als Beraterin in den Bereichen Berufszielfindung und Bewerbungstraining für junge Menschen.

Fußnoten

1 ‚Bias‘: engl. für Voreingenommenheit, Schiefelage oder Vorurteil. Zur Entstehung des Anti-Bias-Ansatzes siehe Beitrag von B. Schmidt, K. Dietrich und S. Herdel „Anti-Bias-Arbeit im Wandel“, Seite 12-22.

2 Sido: Mein Block.

3 Vgl. www.anti-bias-werkstatt.de, Stand: Mai 2007.

4 Erlebnis eines Deutsch-Eritreers in einer deutschen Großstadt, zitiert aus meiner Magisterarbeit „Heimativstellungen von Deutsch-Eritreern“ (2007).

5 Siehe Beitrag von Frauke Wiegand „Weltenbilder aus dem Internet – Wider der Weißen Massai!“, Seite 34-39.

Literatur zu Vorurteile und (Selbst-)Wahrnehmung

Göhler, Hanna. 2007. „Heimatvorstellungen von Deutsch-Eritreern. Eine ethnographische Fallstudie zu Flüchtlingen der 2. Generation in Köln“, Unveröffentlichte Magisterarbeit, Institut für Ethnologie, FU Berlin.

Hall, Stuart. 1994. Rassismus und kulturelle Identität, Ausgewählte Schriften, Hamburg: Argument.

Koch, Achim und Martina Wasmer. 2002. „Einstellungen zur Zuwanderung und Integration von Ausländern“, Datenreport 2002, Herausgegeben vom Statistischen Bundesamt, Band 376, Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung, S. 560-569.

Mäs, Michael, Kurt Mühler und Karl-Dieter Opp. 2005. „Wann ist man Deutsch? Empirische Ergebnisse eines faktoriellen Surveys“, Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Heft 1/Jg. 57, S. 112-134.

Mergner, Gottfried. 2000. „'Unser Nationales Erbe' des deutschen Kolonialismus. Rassistische Bilder - Mitleid mit den Opfern - die Unschuld der Erben“, in: Foitzik, Andreas et al. (Hg.). Ein Herrenvolk von Untertanen. Rassismus - Nationalismus. Sexismus, Duisburg: DISS., Online: www.diss-duisburg.de/Internetbibliothek/Buecher/Herrenvolk/Herrenvolk.html. (28.12.2006).

Walgenbach, Katharina 2005. „'Weißsein' und 'Deutschsein'. Historische Interdependenzen“, in: Eggers, Maureen Maisha (Hg.). Mythen, Masken und Subjekte. Kritische Weißseinsforschung in Deutschland, Münster: Unrast-Verlag, S. 377-393.

Winkelmann, Anne. Zur Bedeutung und Funktionalität von Vorurteilen, Hintergrundtext zum Thema Anti-Bias-Ansatz, Online: www.anti-bias-werkstatt.de (Februar 2007).

Websites

www.anti-bias-werkstatt.de
www.heimat-in-deutschland.de
www.ida-nrw.de

Internet and Power in Africa¹: Taking the Corporate Work and Exchange of Scholars in West Africa and Western Europe as an Example

Dafydd Gibbon

The background: what we take for granted

Before turning to the main topic of the article, I will sketch a personal view of the context of communication technologies within which the internet and its actual or potential effects on power structures in Africa is located.

In Europe, North America, and many areas in the Far East, the 150 year development in long-distance communication technologies has had massive effects. The effects started with the first steam-powered transnational railways, through electrification of public transport, vehicles powered by mineral oils, postal systems, the telegraph and telephone in the course of only 50 years. In the 20th century, equally massive developments in communication technologies took place: the development of air transport parallel to the development of wireless communication in the following 50 years. In the past 50 years the computer revolution has led to yet another series of massive developments: universal computing machines with applications in scientific and cultural exchange and instant access archiving, to social information and control systems and, via the inter-

net, to universal instant communication with text, audio and video media.

I deliberately put all of these developments – from transport to the internet – into the category Communication in order to emphasise that it is not only economic and military mobility which is involved, but also contact between people on an increasingly global scale. Of course, the history of global contact is a long one: Alexander the Great's empire stretched to the borders of India; the Viking trade empire reached from central Asia to the west coast of Greenland, and West Africa; trading routes and migrations through Africa have led to complex interconnections between regions, languages, and narrative histories; the Great Silk Road through Samarkand linked China overland through Asia to Europe in the Middle Ages, and the colonial era added seafaring contact to land contacts. It seems that there is nothing new under the sun.

But this is not the case. There are differences in scale which turn into differences in quality. We now know that the world is finite in size, and traversable in a very short time, that energy and food

resources are also finite, and that their distribution does not match the distribution of human needs.

Let us take a somewhat superficial, though symptomatic, example. During the past 50 years, which I have witnessed in the course of my own life, many features of everyday life, or at least of the technologies of everyday life, have changed dramatically. In the 1950s, public transport, the telephone, the radio were taken for granted. But in the following decades, technical developments proceeded in rapid succession and were regularly announced as scientific and technological wonders: the invention of the transistor in the late 1940s gradually revolutionised the size and portability of many devices, from computers to radios. The invention of laser technology in the late 1950s made CDs and, later on, flatscreens possible. The launching of the first artificial satellites in the late 1950s, which we eagerly tracked on short-wave radio as schoolboys, rapidly found applications in augmenting international telephone cables with international telephone, radio and television communication. The invention of the integrated circuit in the late 1960s led to

30 the rapid downsizing of computational devices of all kinds: in the meantime, it seems obvious that in daily life, as a matter of course, we should be using multitudes of microprocessors – minute relatives of computers – in digital clocks and watches (often a whole collection of these) mobile phones, cars, washing machines, refrigerators, handheld computers, radio and television sets, CD and DVD players, audio equipment, musical instruments, toys, as well as industrial and military robots.

So who takes all this for granted?

Who is meant by 'we' in the previous overview? Clearly, in the main the pronoun covers Europe, North America, with settled colonial areas such as Australia and New Zealand, but also increasingly India and the Far East, parts of northern and southern Africa, and economically more prosperous islands scattered through West, Central and East Africa. But: for the majority of the world's population these communication technologies are largely inaccessible.

The position of the West African countries in which I have worked, relates to various positions along this 200-year time-scale, depending on the stability and affluence of the population concerned. Again referring to my own experience, what did I find during my own first ventures in fieldwork, nearly a quarter of a century ago? In a large and relatively prosperous village in central Ivory Coast, there was no powerline, but a couple of battery driven radios. Sons of the village who had returned with an education, a car, and a new, though modest house, had no more than this, but caused the disapproval of the village,

which was increased further (though a local student and I did not realise this at the time) by our presence. So much so, that the women of the village performed a rare purification ceremony because of this decadence, thereby scaring the men out of their wits. Later visits showed relatively rapid adaptation: 200 years of European change in 20 years – but only with respect to electronic communication devices, not to other aspects of infrastructure. During a stay in a different village a few years ago, the village lads showed me a place near a particular tree where I could even use my cell phone – they had seen roadworkers using cell phones there.



Abb. 13) Dirk Ohler

In a different environment, a Nigerian city, the situation is different. In the cities the infrastructures – energy, telephony – are in place, but unreliable: there are daily power cuts, some scheduled, some unscheduled. Consequently working

with a laptop computer is fine, at least if the power cuts do not last more than a few hours, and unless there are damaging power surges, which are also not uncommon, whether due to the system or to thunderstorms. But working with a desktop computer is highly problematic, since a sudden power failure can mean instant destruction of data, and failure of the hard disk, and power surges are just as destructive as with laptops and other electronic devices. There are surge protectors, fuses, and so on, but full protection with buffer batteries and automatic backup generators is expensive.

On the other hand in a prosperous city like Abidjan, Côte d'Ivoire, broadband is now quite widespread even in private households in the more upmarket areas near the university, and regular VoIP (Voice over Internet Protocol, i.e. internet telephony) is now greatly enhancing the frequency and quality of communication.

The digital divide

The differences implied by the two preceding sections are striking symptoms of what is generally referred to as "the digital divide". But they are superficial. The main differences in technological information structure in the technologically better equipped countries and that in the less prosperous countries, goes deeper and is more of a political nature, and well embodied by the question of responsibility for the digital divide.²

An answer to the question can be prepared by referring to the university working environment. In a European university, the university members have internet access as a matter of course: staff and students (though precise conditions dif-

fer from place to place). Individual offices are equipped with internet access, via cable or wireless networks, and functionality, both of energy and computer networks, is very reliable. Workflows in many subjects are now very different from what they were only a decade or so ago, both at the university workplace and in the domestic context:

- obtaining software by downloading from the internet,
- registering on the internet,
- automatically updating of software and virus protection on the internet,
- instant hotline assistance on the internet,
- instant email,
- instant file transfer between computers,
- various text, voice and video instant messaging functions,
- internet submission, registration, conference reviewing,
- electronic internet journals,
- availability of electronic versions of articles and sometimes books,
- instant search facilities via archives, libraries and general full-text search engines,
- electronic shopping for books and equipment,
- electronic travel booking (etix).

And so on... But how much of this is available to colleagues in West Africa? Very little, and very often, at universities themselves, none of this. So what we take for granted is not only the electronic playthings of the Information and Communication Age, but – more importantly – the functionalities of these playthings. Why are these functionalities, and the necessary equipment not available? Finance is the obvious answer, but this an-

swer is not sufficient.

Responsibility for handling the digital divide

The universities in West Africa currently do not provide the facilities which we take for granted. Universities are publicly financed institutions (private universities exist, but are in general relatively inaccessible to the local population), and in this sector, finance flows thinly. The facilities which are largely available, and which are in general up to date, though mainly email and world-wide web access, are most reliably available in internet cafés. Many of these are very sophisticated indeed: internet via satellite, diesel generators, locally friendly prices, and correspondingly popular and profitable. So the answer to the question about responsibilities is straightforward: the private sector. It is the private sector, including personal provision of domestic computational telecommunication and internet facilities, which serves the needs of scholars in West Africa: modems (rarely: broadband DSL) for internet functionality at home, or the use of internet cafés.³

It is worth comparing this development with the developments around and following the Industrial Revolution in the early 19th century: industries were built entirely on private initiative by entrepreneurs and private companies. It was only gradually, over many decades, that counter-balances gradually emerged in the form of philanthropist movements, socialist political programmes, the trade union movement, the gradual (or in some cases sudden) nationalisation, i.e. the adoption of more and more infrastructural functions in communication and transport by the state, and the

load-balancing procedures which are currently to be observed, with privatisations and re-nationalisations. Many of these development phases do not apply to West Africa: the social structures are very different, and particularly the fragmentation of regional communities after the Berlin Conference of the mid-1980s, led to a divide and rule situation with colonial domination, in which coherent local social and cultural stratification as well as local responsibility for infrastructures were not encouraged.

It is no doubt an illicit oversimplification to regard activities by European individual and institutionalised charities, and by NGOs in Africa as being analogous to the phase of philanthropist counter-balances to the emergence of industrial capitalism in Europe in the 19th century. There are too many differences. But at the same time, there are a few similarities: idealism, egalitarianism, the belief in material and personal welfare as prerequisites for healthy societies, practical engagement with economically and politically problematic issues. It is not



Abb. 14) bby

32 at all clear that the subsequent phases through which 19th century European society went are relevant to the political structures of African societies, in which regional, ethnic and religious constraints are not located within the straitjackets of centuries-old stable nation states with clear identities and loyalties.

So what can linguists (and other scientists) do?

The traditional activities of linguists in the colonial countries have been of three kinds, which I will formulate in a rather unusual, provocative way. Note that my formulations do not apply only to linguists, but to any scientist, with details changed to suit the discipline. First, cultural values are imported into economically weaker societies by means of translation and literarisation programmes, to formulate this in a provocative and one-sided fashion. Second, performing linguistic, anthropological and other kinds of studies obtain qualifications and good jobs on this basis and get famous, often with inadequate payback to the communities. Third, cooperations with colleagues and students not only from but in these communities by means of cooperation agreements between equals represent the strategy which I am advocating, and also trying to put into practice. Whether this is successful or not, others have to judge.

The key to this strategy is local education. This means, not simply undertaking excursions from the home base into different regions and returning, but participation in working locally with colleagues and students to ensure a local multiplication effect and, ultimately, a viable autonomous local working unit with the know-how to support itself

and extend its activities in the region and internationally. Previous activities in this field date back some 20 years. In particular, and most consistently, this is the policy which underlies the cooperative four-year project „MA curriculum in Computational Documentation of Local Languages”, funded by the DAAD, which has led to the establishment of MA curricula in Nigeria and Côte d’Ivoire. The project has attracted the attention of UNESCO, who has invited my colleague in Nigeria to talk about the curricula as models for other countries. In Nigeria other universities have become interested, and a summer school on the topic will be held in Ghana in 2008.

A Charter for cooperation

But it would certainly be naive to expect that an individual or a small group of determined and enthusiastic people can accelerate the development towards universal communication channels on a broad scale. But sometimes it happens – unintentionally, as with the development of the World Wide Web by a British guy working in a small European project for physicists in Switzerland, or the development of Linux by a Finnish student.

A Charter for a new Workable Efficient Language Documentation (WELD) paradigm – and also for other aspects of culture, heritage and society documentation – would include at least the following five benchmark principles, which I have publicised on a number of occasions⁴, and which are referred to sometimes as the CESAF principles, that development work in language documentation must be comprehensive, efficient, state of the art, affordable and fair:

1. *Comprehensive*. Language documen-

tation must be comprehensive. In principle this means that language documentation must apply to all languages. But economy is a component of efficiency, and priorities must be set, which may be hard to justify in social or political terms: if a language is more similar to a well-documented language than another language is, then the priority must be with the second.

2. *Effective*. Language documentation must be efficient. Simple, workable, efficient and inexpensive enabling technologies must be developed, and new applications for existing technologies created, which will empower local academic communities to multiply the human resources available for the task. A model of this kind of development is provided by the Simputer (“Simple Computer”) handheld Community Digital Assistant (CDA) enterprise of the “Bangalore Seven” in India (see <<http://www.simputer.org/>>), which could easily be incorporated into a project funding.

3. *State of the art*. Language documentation must be state-of-the-art. In addition to using modern exchange formats and compatibility enhancing archiving technologies such as XML and schema languages, efficient language documentation requires the deployment of state of the art techniques from computational linguistics, human language technologies and artificial intelligence, for instance by the use of machine learning techniques for lexicon construction and grammar induction. The SIL organisation, for example, though controversial in some parts of the world, has a long history of application of advanced computational linguistic methodologies (see <www.sil.org>), and more research is needed here.

4. *Affordable.* Language documentation must be affordable. In order to achieve a multiplier effect, and at the same time benefit education, research and development world-wide, local conditions must be taken into account. Traditional colonial policies of presenting “white elephants” to local communities which must be expensively cared for and then rapidly become dysfunctional, must be replaced by inexpensive dissemination methods – at third world Internet prices, it can cost hundreds of Euros to download a large, modern software package (not counting landline interruptions), and net-based registration and support is unthinkable costly, as is wireless data transfer.

5. *Fair.* Language documentation must be fair. If a language community shares its most valuable commodity, its language, with the rest of the world, then the human language engineering and computational linguistic communities must do likewise, and provide open source software (also to reap the other well-known potential benefits of open source software such as transparency and reliability).

The Simputer Public Licence for hardware and the Gnu Public Licence for software are useful references. The development and deployment of proprietary software (and hardware for that matter) and closed academic websites in this topic domain is a form of exploitation which is ethically comparable to other forms of one-way exploitation in biology and geology, for example in medical ethnobotany and oil prospecting.

Implementing the principles

Naturally, things are not so simple in real life. Some of the CESAF principles may

well be in conflict in some situations, requiring careful “cost–benefit” analysis. And there are in fact academic communities, fortunately not too common, who would be shocked at the thought of sharing their language with outsiders, just as there are of course research and development communities, unfortunately far more common, who would be shocked at the thought of sharing their resources with outsiders even in a context such as WELD.

Intellectual property rights must be taken very seriously, of course, and the issues are far from simple. But the good news is that the dominance of these attitudes is slowly being replaced by CESAF-friendly Open Archive, Open Resource, Open Source, and Open Data initiatives, and that these are gradually being taken up by funding agencies as hallmarks of quality.

However, the main problem with international cooperative projects with one-way money flow is that they are relatively short-term, and the benefits, by and large, flow back into the donor countries. A great deal more care needs to be taken with ensuring that the benefits are shared, and one proven way to do this is to concentrate on creating the kind of local multiplier effect and start-up support for autonomous local working groups which have been outlined in this contribution.

The structure of the language documentation project is most likely to be an important role model for other coming up work in culture, heritage and society documentation as its patterns of joint work can be exemplary for further African scientific research. Language documentation and evaluation has a long history in Africa, especially concerning the

nature of corporate work between Europeans and Africans, which has been, for a long time, anything else than equitable cooperation.

It is nonetheless hoped that the project will have long-term effects on a local and also on a global level, improving communication channels and ways of communicating in the field of scientific research, where all people involved benefit from.

Prof. Dr. Dafydd Gibbon ist gebürtiger Waliser. Er lehrt an der Universität Bielefeld in der Anglistik und Linguistik, wobei seine Hauptinteressen sowohl Bereiche der Phonetik als auch der Computerlinguistik und Sprachtechnologie (Spracherkennung, Sprachsynthese) umfassen. Darüber hinaus widmet er sich seit mehr als zwanzig Jahren in zahlreichen Projekten der Sprachdokumentation lokaler Sprachen in Westafrika.

Fußnoten

1 Based on a lecture given at the Workshop „Weltenbilder – An- und Aussichten zu vergeben!“ in January 2007, Berlin.

2 For an overview see: Van Grasdorff, Castells and others.

3 For a differing opinion on the sources of unequal power relations see also Frauke Wiegand’ s article in this brochure.

4 See the recommended literature at the end of the section „Internet und Machtstrukturen“.

Weltenbilder aus dem Internet – Wider der Weißen Massai! Die (Un)Sichtbarkeit afrikanischer Wissensproduktion: Erklärung und Plädoyer

Frauke Wiegand

Wessen Wissen, welche Themen und Agenden - welche Weltenbilder schaffen es im Netz Karriere zu machen und welche nicht? In welchen Diskurs sind wissenschaftliche Systeme eingebunden und gibt es hierin eine dominante Stimme? Welche Möglichkeiten bietet das Internet, bisher festgefahrene Strukturen zu lösen und an unausgeglichenen Stimmverhältnissen in den Medien zu rütteln?

Internationale Gremien wie die UNESCO beschäftigen sich bereits seit der Unabhängigkeit der meisten afrikanischen Staaten in den 1950ern bis heute vor allem mit deren ‚Entwicklung‘ im IT-Bereich bezüglich der Zugänge zu globaler Kommunikation und Benutzerkompetenz. Hier wird vor allem seit der Jahrtausendwende, seitdem das Internet für immer mehr Menschen in westlichen Staaten zum Massenmedium wurde, die Debatte um den so genannten ‚Digital Divide‘ geführt: der Graben zwischen Zugangs- und Informations-Habenden und Nicht-Habenden, sowie die Konse-

quenzen und Tendenzen, die sich daraus ergeben.

Bei all dem geht die Diskussion über Wege zur Infrastrukturverbesserung und der Beschaffung von Hardware nicht hinaus. Es wird darum Zeit, die Rolle des Internets in der globalen Kommunikation auch tatsächlich auf globaler Ebene zu betrachten. Das bedeutet, einen wichtigen Punkt mit einzubeziehen, der mit einem Paradigmenwechsel im Denken vor allem der Weißen¹ Wissenschaftler_innen einhergehen würde: wessen Wissen und wessen Weltenbilder kursieren tatsächlich und hauptsächlich im World Wide Web und inwiefern umfassen diese weltweite Realitäten? Anders gesagt: wie ‚globalisiert‘ sind die Inhalte des Internets auf globaler Ebene tatsächlich? Wessen lokale Realitäten und Bilder sind am sichtbarsten im globalen Netz? Wer bestimmt, was global wissenswert ist?

Warum hat sich seit den ersten offiziellen Klagen afrikanischer Staaten in den 60ern, die internationale Medienberichterstattung solle ausgewogener werden,

relativ wenig an dieser geändert? Die Beanstandungen sind die gleichen geblieben: es wird nicht aus, sondern über Afrika berichtet; dies geschieht einseitig und wenig repräsentativ. Immer noch sind die 3 Ks – Kriege, Korruption und Krankheiten – in der Berichterstattung vorherrschend, und immer noch sind es meist die großen Nachrichtenagenturen und Weiße Journalist_innen aus dem ‚Norden‘, die sie ‚regieren‘. Liegt dies vor allem daran, dass das Gros der europäischen Gesellschaften gar nicht will (und wollen soll), dass sich etwas an den Medieninhalten verändert und dass Kommunikation(s-) und Wissenstransfer plötzlich tatsächlich global stattfindet? Dies zeigt unter anderem, dass die eigene Machtposition nicht hinterfragt oder gar in Frage gestellt werden will.

Das Internet, durch dessen im Grunde unüberschaubare Möglichkeiten zur Wissensproduktion, entzieht sich immer mehr einer klaren Dominanzstruktur oder hat zumindest das Potential, manche sicher geglaubte Machtposition zu unterlaufen und zu verändern. Nicht umsonst

sprechen wir von einem Netz, und Netze zeichnen sich bekanntlich dadurch aus, dass sie kein Zentrum haben; also auch keine klar abgesteckte Peripherie, auf der marginalisierte Gruppen auf ihren Eintritt warten, der ihnen nur vom Zentrum erteilt werden kann. Das Internet ist zwar nicht völlig dezentral, was im Folgenden noch gezeigt wird, aber seine steigende transkulturelle Entwicklung über imaginäre Grenzen von Kontinent, Nation, Gesellschaft und Kultur hinweg, ist erst einmal als Chance zu deuten.

Häufig werden neben Demokratisierung auch Translokalisierung (das Loslösen von Territorialisierung; Ortsgebundenheit) und Unsichtbarkeit (Adressat_in bliebe unbekannt und könne schwerlich diskriminiert werden) als primäre Stärken des Internets genannt, die auf eine wahrhaftige globale (lokale) Kommunikation ohne Ausschluss hindeuten, zumindest, was den Zugang, das ‚Drin-Sein‘, angeht. Die Debatte über die Inhalte und vorzufindenden Weltenbilder im Netz, das ‚Ranking‘ dieser Weltenbilder durch Suchmaschinen und Koalitionen zwischen den ‚Großen‘ geht trotzdem weiter. Hier muss der größte Paradigmenwechsel stattfinden. Bisher hat in Europa oder Nordamerika, den zentralen Orten massenmedialer Berichterstattung, noch kaum ein_e Journalist_in hörbar das Über-Afrika-Schreiben in Frage gestellt, oder sich dafür eingesetzt, afrikanische journalistische Produktion populärer zu machen: lieber eignet mensch sich Afrika als Schauplatz und Location an, um Filme zu drehen, statt beispielsweise afrikanische Filme zu zeigen. Dabei geht das Interesse des Publikums an ‚afrikanischen‘ Inhalten selten über den touristischen Blick hinaus. Würde es, durch die Einbeziehung tatsächlich afrikanisch

generierter Inhalte in seine Medienrezeption, sogar die gängige Meinung über Afrika als rassistisch kritisieren? Was würde dies für die ‚Bewusstseinsindustrien‘ der größten Medienkonzerne der Welt wie Time Warner, Sony, Ber-

struktion und Reproduktion Afrikas über die Massenmedien und ist nicht minder rassistisch und paternalistisch als zur Kolonialzeit. So nimmt der Auftakt der Spiegel-Serie zum ‚Afrikanischen Fluch‘ beinahe unmerklich den ‚armen weißen



Abb. 15) Piter Punk: Reflections from Berlin

telsmann und Viacom in Bezug auf die Schaffung und Aufrechterhaltung ihrer Weltenbilder bedeuten?

Wie sehen diese vermittelten Bilder und Darstellungen von Afrika aus und an welcher Stelle äußern sie sich, werden sie sichtbar im globalen Kommunikations- und Wissenswarrir?

Welche Version(en) von Afrika kann ich im ‚Norden‘ bekommen?

Afrika wird in deutschen Massenmedien meist als ein großes Ganzes mystisches, dunkles, paradiesisches Etwas dargestellt, wobei für die Auswahl der Bilder die Bedürfnisse der europäischen oder US-amerikanischen Rezipient_innen und Produzent_innen eine größere Rolle spielen als die afrikanische Produktion selber. Die Sensationssucht der Weißen Rezipient/innen ist hier auf Exotismus und Krise gepolt, die von immer neuen Abgrenzungen des ‚Eigenen‘ gegenüber dem ‚Anderen‘, ‚Fremden‘ lebt – all das spielt immer noch, 50 Jahre nach dem formellen Ende des Kolonialismus, eine große Rolle in Bezug auf mediale Kon-

Mann‘ im südlichen Afrika in Schutz und stellt so die europäischen Kolonialmächte als Verlierer des kolonialen Unternehmens dar. Fernsehformate wie ‚Auf nach Afrika! Tiere Wildnis Abenteuer!‘, oder die Aufsehen und Protest erregende Serie ‚Wie die Wilden - Deutsche im Busch‘ machen aus Afrika einen riesigen Zoo mit vielen abenteuerlichen Gefahren und reduzieren Afrikaner_innen vehement rassistisch auf angeblich ‚primitive‘, ‚unzivilisierte‘ Lebensformen. Sie rufen so ein Bild der ‚Unterentwicklung‘ des Kontinents hervor und stellen weite Teile Afrikas in ein einseitiges Licht, indem es Europäer_innen als Austobungsfläche für deren Mutproben und Bewältigung von Abenteuern dient, nach denen mensch froh ist, endlich wieder ins ‚geordnete‘, ‚zivilisierte‘ Europa zu kommen. All diese Dichotomien verschärfen unsere Vorstellung von der angeblichen ‚Andersartigkeit‘ Afrikas und der Afrikaner_innen und lassen Europa stets besser, weiter und ‚entwickelter‘ erscheinen. Zur gefährlichen Abenteuerlust gehört meist noch eine Portion Romantik, eine Seh-

36 sucht nach so geglaubter ‚unberührter‘ Natur, ‚ursprünglichen‘ Menschen und Lebensformen, die meist mit Tänzen, Gesängen, farbenfrohen selbst gemachten Kleidern oder handwerklichen Tätigkeiten im ‚Paradies‘ verbunden sind. Diese Muster machen sich Tourismusveranstalter_innen und in letzter Zeit gerne auch Musicals wie „Afrika! Afrika!“ zu eigen; aber auch deutsche Fernsehfilme,

sie gleichzeitig ein Bedürfnis im/in der Leser_ in an exotisch und krisenhaft dargestellten Situationen, durch die sich Weiße Hauptdarsteller_innen kämpfen, immer und immer wieder reproduzieren. Danach wird dann auch im Internet gesucht und prompt gefunden. Das ist, was mensch zu Afrika bekommen kann und das ist, was den Menschen reicht (reichen muss); das ist auch, was mensch schließlich von Afrika erwartet.

Ich möchte hier zwar nicht die gängige These vom Weißen Kulturimperialismus bedienen, diesen aber auch nicht verneinen. Die westliche Deutungshoheit über Kulturformate und -inhalte existiert zwar, aber nicht überall auf der Welt werden

diese Produktionen auf dieselbe Art und Weise rezipiert. Daneben werden gerade durch das Internet Wissensproduktion und -rezeption vielschichtiger, undurchschaubarer und vor allem immer vernetzter und verstrickter, so dass weder einfach in Information Habende und Nicht-Habende, in Eingeschlossene und Ausgeschlossene eingeteilt werden kann, noch nach geografischen, territorialen Vorstellungen in Afrikaner_innen und Europäer_innen, in Nord und Süd, und so weiter.

Kultur – Medien – Macht

„Vergessen Sie nicht, das Licht in Afrika zu erwähnen“, schreibt Binyavanga Wainaina, „ihre Leser wären enttäuscht. Den großen, roten Sonnenuntergang. Den weiten Himmel. Weite leere Räume

und wilde Tiere sind unverzichtbar. Afrika ist geradezu das Land weiter leerer Räume. Sollten Sie allerdings über die Vielfalt von Pflanzen und Tieren schreiben, erwähnen Sie die Überbevölkerung. Sollte sich Ihr Held in der Wüste oder im Dschungel bei irgendeinem indigenen Volk befinden (Hauptsache, es ist klein), dürfen Sie erwähnen, dass Aids und Kriege Afrika entvölkern.“ Der Herausgeber der literarischen Zeitschrift Kwani! ging mit seinem satirischen Artikel „Schreiben Sie so über Afrika“ 2006 durch die deutschen Feuilletons, in dem er auf krasse Weise die sich immer wiederholenden Themen und Bilder über Afrika auf einer Seite anhäuften.

Doch scheint mensch seinen Appell nicht ganz verstanden zu haben. Das Über-Afrika-Reden und somit aus der Fremde Wissen über und sogar für Afrika zu produzieren geht fleißig weiter. Dabei sind wir als Rezipient_innen von Informationen keineswegs unbeteiligt und bestimmen Inhalt und Form von medialem Wissen mit. Deren Konstruktionen und Feedbacks sind jeweils in einen Diskurs eingebunden, dem offensichtliche und weniger offensichtliche Machtstrukturen zugrundeliegen. Darum eignen sich meiner Meinung nach für die Untersuchung der heutigen Massenmedien und ihrer Weltenbilder besonders die Überlegungen der Vertreter_innen der Cultural Studies wie Stuart Hall und John Fiske, die davon ausgehen, dass Kultur, Medien und Macht diskursiv miteinander verbunden sind. Kultur wird hier als (nicht geografisch festgelegtes) Konfliktfeld zwischen unterschiedlichen Interessen und Lesarten verstanden, in dem zum Beispiel die Deutungsmacht über Medientexte ausgehandelt, bestätigt, hinterfragt oder (bewusst und unbewusst) unterlaufen werden kann. Wie

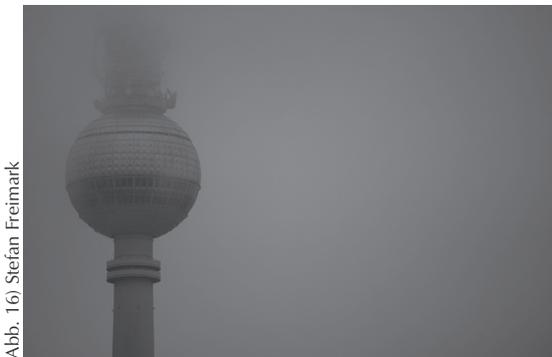


Abb. 16) Stefan Freimark

die meist mit „Ich hatte eine...“ Farm, Liebe oder sonst was in Afrika beginnen oder zumindest Afrika (mon Amour) im Titel haben und europäischen Landbesitz und romantisch-exotistische Liebesgeschichten in Afrika behandeln, dabei ein undifferenziertes (ersehtes, gewünschtes?) Bild von afrikanischen Lebensrealitäten zeichnen. In diese treten Europäer_innen neugierig, aber dabei auch helfend oder wissend ein, wie im Kinofilm „Die weiße Massai“, in der eine Europäerin endlich mal ‚ganz exklusiv‘ aus Afrika berichten kann.

Nicht zuletzt verdrängen die exotistischen Afrika-Fernweh-Bücherwieebengenannte „Die weiße Massai“ oder „Nirgendwo in Afrika“ tatsächlich afrikanische Bücher vom Buchmarkt und sättigen den Informationsbedarf über Afrika, wobei

in den Cultural Studies sollte ein besonderes Augenmerk auf eben diese Wege und Strukturen gelenkt werden, die trotz existierender Hegemonie, an dieser vorbei publizieren, vermachtete Medien für ihre Zwecke nutzen, ‚widerständig‘ wirken, um dadurch nicht den ‚Medienapparat‘ zu dämonisieren und einen Weißen Kulturimperialismus heraufzubeschwören.

Trotz aller Dämonisierung der Medien und deren Machtdiskurs(e) gilt es nämlich, jenen mehr Aufmerksamkeit zu schenken, jene zu berücksichtigen und wahrzunehmen, die im Mainstream eher unsichtbar scheinen, aber trotzdem existieren. So gibt es vor allem durch und über das Internet diverse Wege, auf denen bestimmte Strukturen unterlaufen werden können und auf denen Öffentlichkeiten entstehen, die stetig wachsen und so auch den Hauptfluss beeinflussen. Diese sind nicht mehr an Ort und Zeit gebunden, sondern entstehen translokal und transkulturell.

Globale Wissensgesellschaft?

Seit dem Beginn des Informationszeitalters (Begriff nach Castells), seitdem sich also globale Informations- und Kommunikationswege zum Beispiel durch das Internet mehr und mehr ausgedehnt haben, begann man im Norden von postmateriellen Gesellschaftsstrukturen zu sprechen, kurz von einer ‚Wissensgesellschaft‘, in der vielmehr immaterielle Güter – Literatur, Musik und Wissenschaft – zum Kapital, zur Ware wurden. Der Begriff meint aber auch, nicht zuletzt durch seinen Urheber, dass bestimmte Menschen beanspruchen, eine Wissenshoheit über andere zu haben, zu wissen, wie die Welt funktioniert und sich als Auserwählte sehen, Wissen in die Welt zu tragen. Mit den Worten Michel

Foucaults, ist es deren Wahrheit, die in die diskursive Wahrheit passt und somit als Wahrheit, als Wissen angenommen wird. Wissen und Wahrheit sind beide keinesfalls neutrale Kategorien, sondern beinhalten die subjektive, Interessengeleitete Konstruktion von Bedeutungen.

Die Schaffung des Terminus‘ impliziert weiterhin eine Richtung: dass Wissenstransfer von ‚Nord‘ nach ‚Süd‘ verläuft und nicht umgekehrt, da es der ‚Norden‘ war, der den Begriff geschaffen hat, als erneuter Beweis für seinen angeblichen Fortschritt auf der Skala der ‚(post)modernen‘ Entwicklung einer jeden Gesellschaft. Hier möchte mensch nämlich bereits eine andere ‚niedere‘ Stufe, die des industriellen Zeitalters, hinter sich gelassen haben, um sich (eigentlich aus rein materiellen Interessen) dem immateriellen Zeitalter zuzuwenden und somit zum Beispiel Afrika mal wieder einen Schritt voraus zu sein.

Was ist wissenswert?

Welche Information, welcher Text als wissenswert gilt, unterliegt den Mechanismen des Diskurses und somit der Kanonisierung und Naturalisierung von Urheberschaft und Wissenswertem. Medien sind Produktionsflächen für einen bestimmten Wissenskanon, für bestimmte Weltenbilder. Dieser Kanon ist sozusagen in unser Gedächtnis eingeschrieben, also in die Produktion, Distribution und Rezeption und das Feedback zwischen diesen in den Diskurs. Das bedeutet nicht, dass keine Handlung außerhalb des Kanons möglich wäre, aber diese ist nicht unbedingt ebenso sichtbar wie andere.

Gleichfalls bedeutet dies aber auch, dass die Mechanismen der Kanonisierung durchschaut werden können und andere Wege der Kommunikation im und Teilhabe am Diskurs, am Kampf um Weltenbilder, möglich werden. Besonders das Internet scheint solche Möglichkeiten zu bieten, eine Plattform, über die andere Weltenbilder nach außen getragen werden können und so an die sichtbare Oberfläche der medialen Produktion gelangen: Beispiele hierfür sind blogs und wikis, wie Wikipedia, in denen Nutzer_innen selber ihr Wissen schaffen und aushandeln, und die relativ demokratisch das an die Oberfläche medialer Kommunikation bringen, was laut User_in wissenswert ist. Darüber hinaus bietet das Netz neue Kommunikationsräume, die zwar wenig geschützt sind, in dieser Form aber noch nicht existierten.

Auch im virtuellen Publikationsprozess unterliegt die Bestimmung darüber, wer was publiziert, gewissen Regeln: was als



Abb. 171 Klaus Grise

Wissen angenommen wird – und insbesondere was als wissenschaftlich gilt – ist von Konventionen abhängig, was Wissen bedeutet und was Wissen überhaupt sein kann. Angenommen werden im Netz, bedeutet, sichtbar zu sein, das heißt verlinkt und beispielsweise bei

38 Google möglichst weit oben aufgelistet zu sein.

Hier schließt sich eine der wichtigsten Debatten an, die über die globale Bedeutung des Internets auf ökonomischer, technischer und soziokultureller Ebene geführt wurde und wird: Strukturen von Exklusion und Inklusion, mitreden oder über sich reden lassen (müssen). Auf Afrika bezogen, ist vor allem der Fakt von Interesse, dass Wissen und Macht eng mit der Kategorie ‚Rasse‘ verbunden sind. Weiße und Schwarze Produzent_innen von Wissen, Weiße europäische und Schwarze afrikanische, werden nicht auf die gleiche Art und Weise ‚wahrgenommen‘, im wahrsten Sinne des Wortes, ‚für wahr gehalten‘, und deren Inhalte nicht gleichwertig ge- und verhandelt.² Hier offenbart sich die Dynamik des Rassismus, die fern von rein technisch bedingten Problematiken des Zugangs existiert und eine der Metaebenen des Machtdiskurses im Netz bildet: die Definitionsmacht. Hier wird entschieden, wer sich im Zentrum und wer sich in der Peripherie des Diskurses befindet, hier zeigt sich, wessen ‚Wissen‘, wessen Weltenbilder, sichtbar und wessen unsichtbar bleiben. Diese Politik, am ‚richtigen‘ (wahren, wissenschaftlichen) Platz zu sein, sich richtig einzufügen, oder am ‚falschen‘ Platz, draußen zu sein, ist eine, die durch die Struktur des Internets verwirrt und in Teilen erschüttert werden kann.

In Bezug auf die neuen Medien, und hierunter verstehe ich vor allem das Internet, gilt also, wer an der Wissensgesellschaft Teil hat, zieht einen nicht gerade geringen Nutzen daraus. Denn er/sie hat eine Definitionsmacht inne, die vielleicht auf den ersten Klick nicht so stark scheint wie die Ebay- und Allianz-Werbebanner, jedoch nicht unwichtig ist für die weitere

globale Entwicklung auf transintellektueller Ebene.

Vor dem Hintergrund bestehender Machtstrukturen wird schnell klar, dass ein Wissenstransfer von Afrika nach Europa, der auch als Transfer von Wissen, nicht als Transfer von ‚interessanten, schönen Bildern‘ wahrgenommen wird, nur möglich ist, wenn in den diskursiven Strukturen Europas und Nordamerikas ein selbst-reflexiver, selbstkritischer Paradigmenwechsel stattfindet.³ Wissenschaft hat schon immer bestimmten Interessen bestimmter Menschen mehr als anderen gedient, aber vielleicht sollte begonnen werden, aufzudecken, wer auf der Liste der Gewinnenden seit Jahrzehnten oben steht, was sich auch im Google-Ranking zeigt.

Wissensdatenbanken jenseits vom Commonsense

Jede dominante Struktur bringt auch alternative Strukturen mit sich; Bewegungen von anderswo, von der Peripherie, vom ‚unsichtbaren Innen‘, Strukturen die sich auf (Um-)Wegen an Hauptverkehrswegen der Kommunikation vorbeischlängeln.

Da die digitale Revolution, wie es eine große deutsche Tageszeitung neulich so treffend beschrieb, hierzulande und in den USA bereits „ihre Kinder frisst“⁴, sich nicht so wie gewünscht sortieren und kontrollieren lässt, können wir getrost den Entwicklungscharakter in der Debatte um Afrika und das Internet zurückweisen und auf die transkulturelle Rolle des Internets blicken: gerade in dessen unvorhersehbarer Entwicklung an verschiedenen Orten auf verschiedene Art und Weise liegt seine Bedeutung für alternative Wege der Kommunikation, fernab von am Norden orientierten Entwicklungswegen in die globale ‚Wis-

sensgesellschaft‘.

Eine erfolgreiche Form der alternativen Generierung und Zirkulation von Information und Wissen zeigt sich im Pambazuka-Modell. Pambazuka ist ein interaktives On- und Offline-Projekt, das vor allem für seine alternative Verbreitung des vielerorts zugänglichen und genutzten Newsletters von Interesse ist. Pambazuka nutzt diverse Wege, bei denen das Internet nur einer unter vielen ist. Entstanden - offline - aus einem interaktiven Kommunikationsforum für politische und zivilgesellschaftliche Bewegungen, hat Pambazuka die Beiträge von Community-Journalisten - also Nachrichten, Diskussionen, Kritiken, Essays etc. - hieraus in einem Newsletter zusammen geschnitten, der online beziehbar ist. Newsletter wie dieser sind von Bedeutung, da sich in vielen Teilen Afrikas Internetzugang und -nutzung auf Emailprogramme beschränkt. Die ca. 60.000 Abonnent_innen des Newsletters verbreiten diesen wiederum in Printform; er wird von Radiostationen in der jeweiligen lokalen Sprache gelesen und es bestehen diverse transnationale und transkontinentale Vernetzungen Pambazukas zu anderen politischen und zivilgesellschaftlichen Organisationen weltweit. Aufgrund der immer größer werdenden Artikelflut wurde ein Archiv, eine alternative Wissensdatenbank eingerichtet, auf dessen Artikel frei zugegriffen werden kann und die über andere, etablierte Medien einem größeren Publikum der Offliner zugänglich gemacht werden. Internetpublikationen sind generell offener und billiger, sozusagen Grassroot-Publikationen für jede_n und bieten ein Forum für sonst (zum Beispiel in Deutschland) marginalisierte Stimmen und deren Ideen und Wissen. Sie sind also gerade für viele Afrikaner_innen

eine Chance, am global sichtbaren Diskurs - und somit an der Wissensproduktion - teilzunehmen und werden auch immer stärker gepflegt und genutzt. Ein Beispiel für die Produktion und Vernetzung von Wissen(schaft) in Afrika bietet die Plattform CODESRIA (Council for the Development of Social Science Research in Africa). Hier ist eine Vielzahl an wissenschaftlichen Texten und Debatten gespeichert. Es entstand eine Wissensbank, die die Commonsense-Wissensbanken des Westens hinterfragt. In den letzten Jahren haben sich zahlreiche neue afrikanische Internetseiten, Foren und Archive gegründet, so dass es im Internet eine stetig wachsende afrikanische Wissensproduktion gibt. Beispiele hierfür sind außerdem „africaresource.com“ oder auch „fahamu.org“.

Es entstehen im WWW Strukturen, über die kritische Diskurse, beziehungsweise andere Formen der Wissensproduktion, und somit andere Weltenbilder, als die im Norden popularisierten, nach außen getragen werden können und somit an die sichtbare Oberfläche der medialen Produktion gelangen.

Hierin liegt ein wichtiger Punkt für Afrikaner_innen, an den vom Westen geschaffenen Weltenbildern über Afrika und Afrikaner_innen zu rütteln oder diese zumindest diskursiv zu hinterfragen. Hier bieten sich Strukturen, über das Wissen, das man selber aufnehmen will und Wissen, das über einen selber existiert, entscheiden zu können.

In der digitalen Welt - und die unsere wird immer digitaler - erhalte ich vor allem durch Mediennutzung Informationen über andere, mich selber, und darüber, wie andere mich sehen. Also auch Wissen darüber, dass und wie undifferenziertes Wissen entstehen kann. Ich kann mich aber über das Internet immer

mehr einbringen und entscheiden, was als Wissen über mich existieren soll und was nicht.

Frauke Wiegand schreibt zurzeit ihre Magisterarbeit in den Fächern Publizistik- und Kommunikationswissenschaft und Afrikawissenschaften in Berlin zur Rezeption von deutschen „Afrika-TV-Movies“.

Fußnoten

1 Ich definiere Weißsein hier als soziale und politische Kategorie, die auf die Artikulationsmacht von Rassismus Weißer hinweist. Im Folgenden wird ebenso die Bezeichnung Schwarz/Schwarze/r verwendet, die im Gegensatz dazu auf die Erfahrung von Rassismus hinweisen soll. Medien verstehe ich dabei als Plattform, auf der Bedeutungen konstruiert werden, die Rassismus (re-)produzieren (können).

2 Vgl. zum Beispiel Grada Kilomba oder Stuart Hall.

3 Vgl. Hanna Göhlers Artikel zur Selbstwahrnehmung in diesem Heft „Vorurteile und (Selbst-)Wahrnehmung, S. 24-27.

4 Jung, Elmar: „Der Laptop-Flop“. Süddeutsche Zeitung vom 11.05.2007. online verfügbar unter: <http://www.sueddeutsche.de/computer/artikel/319/113206/>.

Literatur zu Internet und Machtstrukturen

- Adebowale, Sulaiman. 2001. „The Scholarly Journal in the Production and Dissemination of Knowledge on Africa: Exploring Some Issues for the Future“. in: African Sociological Review. 5(1) 2001.
- Castells, Manuel. 1999. „Information Technology, Globalization and Social Development“. UNRISD Discussion Paper No. 114, September 1999. Online verfügbar unter: www.unrisd.org.
- Diop, Momar-Coumba. 2005. „Technologies, Power and Society“. UNRISD Discussion Paper No. 17. September 2005. Online verfügbar unter: www.unrisd.org.
- Fiske, John. 1994. Media Matters. Everyday Culture and Political Change. Minneapolis u.a.: Univ. of Minnesota Press.
- Hall, Stuart. 1997. Race. The Floating Signifier. Video online:
http://gsed.wordpress.com/2007/06/03/videorace-the-floating-signifier_featuring-stuart-hall-1997/.
- Hall, Stuart. 1997. Representation: Cultural Representations and Signifying Practices. London (u.a.): Sage
- Hall, Stuart. 1981. „The Whites of Their Eyes. Racist Ideologies and the Media“. In Dines, Gail (Hrsg). 1996. Gender, Race and Class in Media. A text-reader. Thousand Oaks (u.a.): Sage.
- Kilomba, Grada. 2006. „The Mask“. online verfügbar unter:
<http://africavenir.com/news/2007/06/1397/africans-in-the-academia-diversity-in-adversity#more-1397>.
- Manji, Firoze. 2004. „Using ICTs For Social Justice in Africa“. Online verfügbar unter:
www.codesria.org/Links/conferences/el_publ/manji.pdf.
- Nzegwu, Nkiru. 2002. „Africaresource.com: Bridging the Digital Divide“. online verfügbar unter:
http://www.codesria.org/Archives/ga10/papers_ga10_12/Brain_Nzegwu.htm
- Wainaina, Binyavanga. Süddeutsche Zeitung, 17. Januar 2006: „Schreiben Sie so über Afrika! Stöhnen ist gut: Eine Anleitung“ (Feuilleton. S. 13; online).
- Van Grasdorff, Eric. 2005. African Renaissance and Discourse Ownership in the Information Age. The Internet as a Factor of Domination and Liberation. Münster: Lit-Verlag.

Websites

- www.codesria.org
(Zeitschriften wie Africa Media Review, Onlinepublikationen, Foren u.a.)
- www.pambazuka.org
(Nachrichtenplattform, Diskussionen, Publikationen)
- www.africaresource.com
(Zeitschriften u.a.)
- www.africavenir.com
(E-library, Netzwerk)
- www.fahamu.org
(kostenloser Download von Publikationen)
- www.avu.org/home.asp
The African Virtual University (Vernetzung)

Von der Community Culture zum Gemeinschaftsbürgertum: Staat und Governance in Afrika südlich der Sahara

Christiane Kayser

In der Demokratischen Republik Kongo sind nach langen Kriegsjahren Wahlen durchgeführt worden. In einem von der internationalen Gemeinschaft kontrollierten und vor allem von der Europäischen Union gesponserten Prozess wurden gerade in diesem riesigen Land ohne nennenswerte Infrastruktur, in dem man nur per Flugzeug in die verschiedenen Regionen gelangen kann, alle Hoffnungen auf die Wahlen konzentriert und dementsprechend so gut wie alle Mittel. Die Staatsbeamten wurden seit Monaten und teilweise Jahren nicht mehr bezahlt. Die gerade im Aufbau befindliche nationale Armee ist ein wüstes Sammelsurium von Milizionären und Soldaten, die ebenfalls nicht bezahlt werden und daher von der Ausplünderung und Terrorisierung der Zivilbevölkerung leben. In etlichen Regionen wird weitergekämpft. Das Gerichtswesen, die Polizei, die staatlichen Dienste insgesamt: nichts funktioniert. Alles wird privatisiert und von Kriegsherren und anderen Geschäftemachern kontrolliert. Gesundheitswesen und Schulen funktionieren im Wesentlichen über konfessionelle und ethnische Stränge und dank der finanziellen Opfer der Eltern. Eine der Ursachen der bisherigen Kriege war die Unklarheit darüber, wer nun kongolesische_r Staatsbürger_in ist und wer nicht. Diese Grundsatzfrage

ist weiterhin nicht geklärt und ethnisch manipulierte Konflikte flammen erneut auf. Eine Debatte darüber, ob man nicht zuerst den Staatsapparat abspecken und die Beamten der wesentlichen Dienste endlich korrekt bezahlen sollte, um auf dieser Grundlage dann Wahlen zu organisieren, endete damit, dass die einen betonten: „Aber es gibt ja nicht einmal ein verlässliches Register darüber, wer Beamter ist“, und die anderen höhnten: „Aber Wahlen wollt ihr durchführen und Wähler registrieren!“

Nach Einsetzung einer gewählten Regierung beginnen die Menschen nun enttäuscht festzustellen, dass sich an ihren Alltagsproblemen bisher wenig geändert hat. Ihr Verhältnis zum Staat bleibt weiterhin distanziert und ablehnend.

Was bedeutet es, in einer solchen Situation „Staatsbürger_in“ zu sein?

Sicher ist dies nur ein kleines, vielleicht besonders krasses Beispiel für die Lebenssituation der Bürger in afrikanischen Staaten. Nicht alle Länder haben gerade Krieg hinter sich, nicht alle Staaten sind derart marode, doch für viele afrikanische Bürger_innen ist der Staat keine Dienstleistungsinstitution, kein Garant für Ordnung und Sicherheit, sondern ein fremdes, furchterregendes Gebilde, vertreten durch korrupte und oft ge-

walttätige Beamte; das einem das Leben schwer macht und Frieden und Wohlstand im Dorf, in der Stadt, in der Region gefährdet. Am besten, man hat damit so wenig wie möglich zu tun...

Gemeinwesen als solches erleben afrikanische Menschen in traditionellen und informellen Zusammenhängen: in der Großfamilie, im Klan, in der Dorfgemeinschaft, in der Volksgruppe, in der Kirche... Sie fühlen sich eher als ‚Gemeinwesenbürger_in‘ denn als ‚Staatsbürger_in‘.

Es besteht eine tiefe Kluft zwischen den europäischen Ansprüchen, was Demokratisierung und Good Governance in Afrika betrifft, einerseits, und den Alltagsrealitäten und Chancen des ‚Südens‘; zum anderen.

Die meisten Menschen dort leben in einem Zwischenraum von stark verwurzelten, traditionellen Gesellschaften, deren Werte zu leeren Dogmen zu erstarren drohen, und westlichen Vorstellungen von moderner Demokratie und Staatsbürgerschaft, die in mehr oder weniger klotziger Form von den Entwicklungsapparaten und der internationalen Gemeinschaft aufgepfropft werden.

Die absolute Mehrheit der Afrikaner_innen sind Kinder und Jugendliche, die den realen und kulturellen Boden unter den Füßen verloren haben oder zu verlieren

42 drohen. Die traditionellen Werte verlieren an Inhalt und Bedeutung, werden aber nicht durch neue zivilgesellschaftliche Werte ersetzt. Jugendliche wollen sich den harten Zwängen der Gemeinschaft nicht mehr unterwerfen, sie wollen sein wie andere Kinder und Jugendliche, zumeist Schablonen, die sie in den Medien sehen. Eine große Mehrheit sieht auch wirtschaftlich keine Zukunft für sich. Selbst erfolgreiche Jugendliche in modernen Schulen haben es immer schwerer, Fuß zu fassen und sich einen Lebensunterhalt zu sichern. Schon vor Jahren beeinflussten Kung Fu Filme das Gebaren liberianischer und sierra-leonischer Kindersoldat_innen, die letztlich grausam und unbeholfen um sich schlugen, um sich eine Zukunft im Regenwald zu sichern.

Die meisten Afrikaner_innen kämpfen sich verbissen und findig durch den Alltag: ein nicht enden wollender Kampf gegen Verelendung, Machtmissbrauch staatlicher und nichtstaatlicher Machtträger_innen, Naturkatastrophen und Globalisierungsauswirkungen. Als Verbündete sehen sie dabei zumeist die eigenen Verwandten der Großfamilie und des Klangs, auf die man sich in jeder Not verlassen kann, aber die man selbst daher auch in jeder Situation unterstützen muss. Soziale Kontakte sind alles; wer sie nicht hat, verliert seine Überlebenschancen.

Braucht man da überhaupt einen Staat?

In Burkina Faso haben Bauern vor Jahren auf die Frage nach dem Nutzen des Staates eine wunderbar sprichwörtliche Antwort gegeben: „Ja, wir brauchen einen Staat, aber nicht diesen. Wir sagen dem Staat: „Nimm mich, doch rühr mich nicht an! (Prends moi mais ne me touche pas)“. Sie wollen nicht, dass gera-

de im Verlauf der Dezentralisierung der Fremdkörper Staat das prekäre, immer wieder verhandelte Gleichgewicht zwischen lokalen Kräften zunichte macht. Gleichzeitig wissen sie, dass sie einen Staat für bestimmte Bereiche und Dienste brauchen, aber eben nicht diesen, den jetzt existierenden.

In der seit zwanzig Jahren in einen Bürgerkrieg verstrickten Casamance, dem Südtteil des Senegal, wird der senegalesische Staat da akzeptiert, wo er im Schul- und Gesundheitswesen als Dienstleister auftritt, insbesondere wenn er die Zusammenarbeit mit den von den Bürgern aufgebauten Initiativen und Strukturen sucht.

Doch der Staat wird nur in solchen seltenen Fällen als legitim und respektabel angesehen. Anerkannte Autoritäten, die auch ein Minimum an Sicherheit garantieren, sind oft traditionelle Herrscher, manches Mal religiöse Führer, wenn sie sich nicht, wie in manchen Kriegsgebieten, nur noch durch Waffen und Gewalt Respekt verschaffen.

Mahmood Mamdani kritisiert in einem in Südafrika erschienenen Artikel die weithin verbreitete Hypothese des ‚Collapsed‘ oder ‚Failed State‘¹:

„Instead of starting with the state that European colonialism actually created in Africa, this thesis assumes the state in Africa was the result of an attempt to reproduce the European state under African conditions. Hence the conclusion, that the attempt to imitate the original has failed. The difference between the two is seen as evidence of an African failure, and understood as a collapse. But the state in Africa is a product of a different history, a history of conquest. Colonial powers reformed the nature of the state as they attempted to generate support for alien rule. The British took

the lead with a reform called ‚indirect rule‘. Others, including the French and the Belgians, followed suit. It is this reform which begins to explain what is different about the state in Africa. Indirect rule re-organised colonial power as two distinct authorities, each ruling through a different legal regime, one civic and the other customary.

Civic power ruled through civil law, which was legislated by the central state. In contrast, customary law was enforced by a native authority whose seat was the local state. Civil law claimed to speak a universal language, that of rights, but



Abb. 18) Anne Hückelheim, Berliner Fernsehturm at night

it excluded natives on the grounds they were creatures of habit who needed to be ruled through a regime that would enforce custom. Even then, colonial powers did not create a single customary law and a single customary regime ruling all natives.

Claiming that each ethnic group had its own custom, colonial powers created a different set of customary laws for each ethnic group, and a separate native authority

to enforce each set of laws. The result was a Janus-faced power with a difference: while civic power was racialised, the native authority was ethnicised. The point is, what holds Congo together is not as much the civic power in Kinshasa and Kisangani, and so on, but the hundreds of native authorities that control the bulk of the population in the name of enforcing ‚custom‘..... The post-colonial state de-racialised the civic identity; civic citizenship stopped recognising any difference based on race or place of origin. But it continued to reproduce the native identity as ethnic. The result has been a bifurcated citizenship: one civic, the other ethnic.“



Abb. 19) Raiko Knobloch, Fernsehurm (TV-Tower) Berlin – Festival of Lights

Unser scheinbar so wertfreies demokratisches Konzept kann in Afrika nicht greifen, denn, wie Mamdani am Beispiel Kongo belegt, die Staatenbildung in Afrika ist (das liest sich so ganz sperrig) von der Kolonialgeschichte geprägt. Die ‚doppelte Staatsbürgerschaft‘, einmal nationalstaatlich, einmal ethnisch und auf das Gemeindewesen fokussiert, erklärt

Identitätskonflikte und scheinbar unbegreifliche ethnische Manipulationen und Krisen. Wenn ich allein über meine ethnische Gemeinschaft sowohl soziale als auch wirtschaftliche Rechte, insbesondere den Zugang zu Boden, erlange, aber auch nur so meine soziale und physische Sicherheit garantiere, gehört meine Loyalität der ethnischen Gemeinschaft, die ich insbesondere als Arme_r zum Überleben benötige. Doch die internationale Gemeinschaft geht geschichtslos an die Sache heran und deklariert freie Wahlen auf nationalstaatlicher Ebene zum Maß aller demokratischen Dinge und oftmals auch zur Bedingung für Entwicklungshilfe. Das kann nur zu Schmierkomödien oder Schlimmerem führen.

Wie aber kann im Rahmen der globalisierten Welt lokale und nationale Governance, die für alle Bürger_innen gilt, aus den Gemeinschaftskulturen entstehen?

Traditionelle Auffangnetze, informelle Überlebensstrategien und gewagte Sprünge in die ‚Moderne‘ sind ein explosiver Cocktail, der Gewalt und Verstärkung von Unrecht bewirken, aber auch im Rahmen vereinbarter und angewandter Regeln den Weg nach vorne freimachen kann.

Welche Möglichkeiten haben die afrikanischen Menschen im Rahmen verfasster Gesellschaften, verantwortlich zu handeln und damit freie Bürger_innen zu sein und zu bleiben? Wie werden sie, laut Mahmood Mamdani, von feudalistischen Subjekten zu Staats- und Weltbürger_innen (from subjects to citizens)?

‚Traditionelle‘ Mechanismen und informelle Überlebensstrategien sind Ansatzpunkte, aus denen neue, resistere Formen von Governance und Demokratie entstehen können.

Repräsentativität, Legitimität, Rechenschaftspflicht, aber auch Ehrgefühl und Solidarität sind wesentliche Bestandteile einer Bürgerkultur. Ein anderer wesentlicher Punkt ist minimale Sicherheit, die für alle zugänglich ist. Wer in Unsicherheit lebt, nicht nur physisch, sondern auch wirtschaftlich, kulturell, sozial und geistig, kämpft ums Überleben und tut sich schwer, seine staats- oder gemeinschaftsbürgerlichen Rechte und Pflichten zu erkennen und auszuüben. Antoine Sawadogo aus Burkina Faso, spricht von Sicherheitshütten (‚cases de sécurité‘), deren Bau auf den verschiedensten Gebieten mit bereits vor Ort vorhandenem Baumaterial eine Grundlage lokaler Demokratie ist, und damit eine Voraussetzung für jede demokratische Entwicklung.

In Westkamerun haben die Menschen Spar- und Kreditsysteme (‚tontines‘) entwickelt, die in wirtschaftliche und soziale Stränge aufgeteilt sind, ohne beides zu verwischen und erstaunlich gut funktionieren, weil sie durch sozial anerkannte Normen und Werte geregelt werden. Aber auch zu anderen Governancefragen initiieren die Menschen hier wie anderswo in Afrika neue Mechanismen, die leider weithin unbekannt bleiben.²

So vielfältig und unterschiedlich Afrika auch ist: fast überall haben die Bürger_innen aus der Not eine Tugend gemacht und die fehlenden Dienstleistungen der nicht-existenten oder maroden Staaten durch informelle oder gewachsene traditionelle Strukturen ersetzt. Diese bleiben dem Auge der/des Betrachter_in von außen jedoch zumeist verborgen. Trotz aller Mängel sind dies die Ansatzpunkte für den Aufbau einer funktionierenden ‚Bürgerkultur‘, die sich in der globalisierten Welt behaupten kann.

Die ‚traditionellen‘ Systeme, wie die

- 44 Regierungsprinzipien des Mandingoherrschers Soundiata Keita, festgehalten in einem überlieferten Gedicht aus dem 13. Jahrhundert, die informellen Vereinbarungen zum nachbarschaftlichen Überleben, die neu erfundenen Auswege aus der Not im Rahmen einer sich suchenden Zivilgesellschaft: sie alle sind Hoffnungsschimmer und auch Baumaterial.³

Christiane Kayser ist Mitglied des Pole Instituts (www.pole-institute.org) und Koordinatorin des Zivilen Friedensdienstes in der DR Kongo für den Evangelischen Entwicklungsdienst (EED). Sie hat einen Lehrauftrag an der Humboldt Universität. (christiane.kayser@gmail.com)

Fußnoten

1 Vgl. Mahmood Mamdani, Understanding the DR Congo, Mail and Guardian, Johannesburg, South Africa, 2/11/1998.

2 Siehe dazu: Flaubert Djatengs Artikel „Les Peace Makers Batcham/ Die Peace Makers Batcham“ in diesem Heft, S. 45.

3 Siehe weiterführende Literatur zu Community Culture im Anschluß an Flaubert Djatengs Artikel „Les Peace Makers Batcham/ Die Peace Makers Batcham“ S. 45.

Die *Peace Makers* Batcham: ein Schritt in Richtung einer partizipativen Bürgerpolizei

Flaubert Djateng

Die Literatur über die Dezentralisierung in Kamerun spricht der 'traditionellen' *Chefferie*¹ ihre besondere Zuständigkeit ab. Sie besagt lediglich, dass seit 1977 die traditionellen Chefs die Hilfskräfte der Administration seien. Hin und wieder wird – im Zeitalter des Mehrparteiensystems, der Dezentralisierung und der lokalen Entwicklung – erneut die Frage nach der Rolle der traditionellen *Chefferie* gestellt.

So zeigt das Experiment der *Peace Makers*, das durch *Chef* Sonkwe von Batcham eingeführt wurde, dass die traditionelle *Chefferie* weiterhin von Bedeutung ist.

Seit seiner Initiierung am 14. Juli 2001 durch La'akam (traditionelle Institution, die damit beauftragt ist, die Initiation des *Chefs* vor seinem Amtsantritt zu sichern), hat *Chef* Sonkwe seine Herrschaft unter das Zeichen des Friedens und des Wohlergehens der Bevölkerung gestellt. Dieser *Chef* kam zu einem Zeitpunkt an die Macht, als die Bevölkerung das Vertrauen in das Rechtssystem und seine Mittel und Organe verloren hatte. Die Durchdringung des Systems mit Korruption wird im ganzen Land stark kritisiert, die Ordnungsmacht wird beschuldigt, sie erlaube Ganoven, sich der Justiz zu entziehen.

Chef Sonkwe lässt den Worten Taten folgen und erlässt eine Reihe von Reformen in allen Bereichen des sozialen Lebens Batchams, einem Dorf mit umstritte-

nem Ruf. Seit jeher war die Bevölkerung von Batcham dafür bekannt, einen starken Sinn für den Handel zu haben: zu Fuß, mit dem Fahrrad, dem Motorrad oder dem Auto bevölkern die Leute von Batcham alle großen Märkte der umgebenden Dörfer auf der Suche nach Überlebensmöglichkeiten.

Doch mit zunehmender Armut wird die Bevölkerung von Batcham allen möglichen strafbaren Verhaltens beschuldigt: Produktion traditioneller Gewehre, falscher Medikamente, Hehlerei mit gestohlenen Objekten, Anbau und Konsum von Cannabis...

Letzteres ermöglicht der Ordnungsmacht, eben jene zu erpressen, die der untersagten Aktivität frönen. Aufgrund wiederholter Einbruchsdiebstähle in Landhäusern weigert sich die Elite außerhalb Batchams, Häuser in dem Dorf zu bauen. Nicht einmal die Kochtöpfe mit Bohnenbrei der *vieilles mamans*² werden von den Dieben verschont. Es ist höchste Zeit!

Gewagte Reformen

Die *Chefferie* ist eine traditionelle Instanz, die die Legitimation der Bevölkerung genießt. Dem *Chef* der jeweiligen Region stehen mehrere namhafte Berater zur Seite, die ihm helfen, Entscheidungen zu treffen und die die Machtausübung der *Chefferie* kontrollieren. Der neue *Chef* Sonkwe beschließt, „den Stier bei

den Hörnern zu packen“ und bringt, gemeinsam mit den Beratern, eine Reihe von gewagten Reformen in Gang:

- Einsetzung und Unterhalt eines Organs von Wächtern (*Peace Makers*)
- Reglementierung der Öffnungszeiten des Marktes der Batcham *Chefferie*
- Einführung einer Bewachung des Marktes nach 21 Uhr
- Aufteilung des Einflussgebiets der *Chefferie* in zwölf Entwicklungssektoren
- Wiedereinsetzung des Entwicklungskomitees des Gebietes Batcham
- Aufwertung der traditionellen Autorität
- Kampf gegen Drogenkonsum und -kultur in allen Formen
- Zerschlagung jener Orte, die Jugendkriminalität begünstigen
- Neuordnung der herkömmlichen Gesetzgebung

Die Rolle der *Peace Makers*

Die Einsetzung und der Unterhalt der Ordnungsorgane (*Peace Makers*) erscheint als einer der am meisten begrüßten Akte des neuen *Chefs*, weil die Unsicherheit, in der sich Menschen und ihre Güter befinden, von immer mehr Seiten kritisiert wird. Die *Peace Makers* werden unverzüglich an mehreren Fronten eingesetzt. Sie schreiten das Dorf auf und ab, um Haustiere zu verjagen, die die Ernte zerstören. Umherstreunende Ziegen und Schweine werden verfolgt, gefangen und unter guter Bewachung zum königlichen Palast geführt. Die Eigentümer_innen der gefangenen Tiere müssen eine Geldbuße bezahlen, bevor sie die Tiere mitnehmen können. *Fuo* Sonkwe stellt seinen eigenen Geländewagen zur Verfügung, damit sich die *Peace Makers* einfacher fortbewegen können. Er stellt die Bekämpfung der Produktion von Cannabis und dessen Konsum in den Vordergrund.



Begleitet von den Peace Makers begibt er sich persönlich in die entlegensten Gegenden seiner Besitztümer, wo man ihn auf ein Cannabis-Feld aufmerksam macht. Nachdem er eine ergiebige Cannabis-Ernte auf dem Dorfplatz – an einem Markttag – zusammen getragen hat, setzt er alles feierlich in Brand. Eine Schockwelle durchläuft das Dorf. Die eben gemachte Erfahrung wird auf der Ebene der einzelnen Viertel aufgegriffen. Die Bevölkerung versammelt sich bei ihren jeweiligen *Chefs*, legt Geld zusammen und kauft den Peace Makers Fackeln.

Die Peace Makers erhalten vom *Chef* Geld für Essen und einige andere persönliche Ausgaben. Das Entwicklungskomitee Batchams unterstützt diese Initiative. Deshalb war im Budget des Entwicklungskomitees Batchams (Comité de Développement du groupement Batcham; CODEGBA) eine Unterstützung der Ausgaben der *Chefferie* für die Peace Makers vorgesehen und hatte einen Zuschuss von 1.000 000 CFA-Francis vermerkt. „Diebstahl und andere unangebrachte Verhaltensweisen im

Dorf sind solcher Natur, dass sie die Ordnung und Sicherheit im Dorf stören. Der *Chef* hat eine Mannschaft Peace Makers eingesetzt, um die Ordnung und Sicherheit im ganzen Dorf wiederherzustellen. Dies garantiert das Wohlergehen des Dorfes und ist zu fördern. Wir werden diese Handlung“ unterstützen, heißt es als Erklärung im Bericht des Rates des Entwicklungskomitees Batcham im Jahr 2005.

Heute ist die Unsicherheit in Batcham stark zurückgegangen. Die Zerstörung der Cannabis-Felder ist Grundlage für die Verminderung krimineller Taten, die aus unerlaubtem Drogenkonsum resultieren. Außerdem haben die Peace Makers, sieben an der Zahl, einen Karrieresprung im Kreise des traditionellen Regierungsapparats gemacht: sie wurden zu Boten des *Chefs* ernannt. Man erkennt sie an ihren mit Kaurimuscheln verzierten schwarzen Hüten. Auch wenn die Einsetzung der Peace Makers keine Unterstützung seitens des staatlichen Rechtssystems des Landes erfahren hat, gilt es, den Effekt der gegenseitigen Annäherung der Bevölkerungen Sonkwes anzuerkennen. Die Rolle des *Chefs* bei

der Aufrechterhaltung der Ordnung und dem sozialen Zusammenhalt ist somit mehr denn je bewiesen. Wir haben hier einen Fall einer kommunalen „Friedenspolizei“, die in einem Kontext von Dezentralisierung eingeführt wurde.

Flaubert Djateng ist Soziologe und Berater in der EZ. Er arbeitet mit verschiedenen lokalen Organisationen zusammen. Unter anderem ist er Koordinator der kamerunischen NGO Zenü Network.

Fußnoten

1 *Chefferie* ist in etwa mit dem deutschen Wort „Polizei“ zu übersetzen, wobei hier eine Art Bürgerpolizei gemeint ist. Im Folgenden ist immer wieder von *Chef/Chefs* die Rede, womit angelehnt an das Wort *Chefferie* „Ordnungshüter“ gemeint sind, die von der lokalen Gemeinschaft gestellt werden, die neben der staatlichen Ordnungsmacht, ebenfalls großen Einfluss haben und Anerkennung genießen. Teilweise wird *Chef* im Deutschen mit „Chief“ übersetzt, wir haben uns jedoch dafür entschieden, das Wort im Original zu verwenden.

2 umgspr. ‘alte Omas’.

Dieser Text wurde von den Herausgeberinnen aus dem Französischen übersetzt.



Literatur zu Community Culture

Mamdani, Mahmud. 1996. *Citizen and Subject: Contemporary Africa and the Legacy of Late Colonialism*, Princeton: Princeton University Press.

Mamdani, Mahmud. 2004. *Race and Ethnicity as Political Identity in the African Context*, in: Tazi, Nadia (Hg.), *Keywords: Identity*, New York: Other Press. S. 1-24.

Mazrui, Ali Alamin. 2001. „Shifting African Identities: The Boundaries of Ethnicity and Religion in Africa’s Experience“, in Bekker, Simon; Martine Dodds und Meshack M. Khosa (Hg.). *Shifting African Identities – Identity?, Theory, Politics, History Series, Vol. 2*, Pretoria: Human Sciences Research Council, S. 153-175.

Mbembe Achille. 2001. *On the Postcolony*, University of California Press.

Mbembe Achille. 2005. „Afropolitanisme“, *Le Messenger*, Yaoundé.

Southall, Roger. 2003. *Democracy in Africa: Moving beyond a difficult legacy*, Human Sciences Research Council, online: <http://www.hsrapress.ac.za/product.php?productid=1949> (März 2008).

Websites

www.zenu.org
www.dschangshuss.net
www.pole-institute.org

